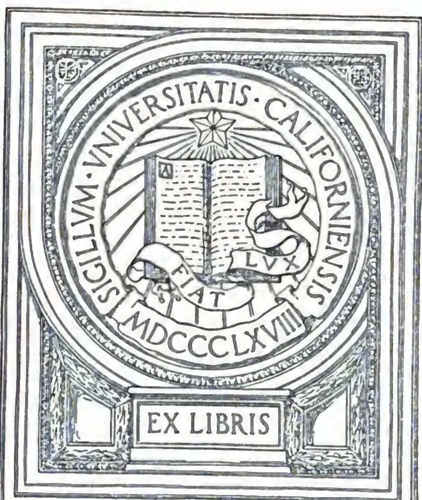
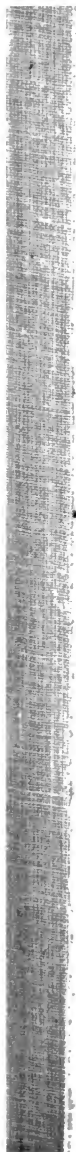
Göttinger Professoren


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
Dahlerup Collection



[illegible]

Göttinger Professoren.

Göttinger Professoren.

Ein Beitrag

zur

deutschen Cultur- und Literärgeschichte

in acht Vorträgen.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1872.

Vorwort.

Die Reihe der hier in die Oeffentlichkeit tretenden Bilder aus dem ersten Jahrhundert der Georgia Augusta verdankt ihr Entstehen zunächst der Bitte eines Kirchenvorstands, welchem zum Zweck einer Sammlung für die Wiederherstellung des Chors seiner Kirche, der St. Johannis-Stadtkirche, von Lehrern der Universität diese Vorträge in freundlichster Weise zugesagt wurden. Möge der Dank für diese das alte freundliche

Verhältniß von Stadt und Universität bezeugende immer neue Bereitwilligkeit auch öffentlich hier wiederholt werden.

Die Vorträge selbst führen, indem sie der natürlichen Pietät Ausdruck geben, womit das jetztlebende Geschlecht der hohen Schule auf das frühere der Lehrer und Meister dankbar zurückblickt, das beste Stück der Geschichte der Universität uns lebendig und in der Eigenart vor das Auge, welche bewahrt zu sehen zu den großen Vorzügen deutscher Hochschulen immer gehörte und ferner gehören muß, so gewiß unser Volk von idealen Gütern lebt und nicht von Brod allein.

Es bedarf kaum noch der Andeutung, daß mit diesem Stück Göttinger Gelehrtengeschichte zugleich ein weiter Blick in die allgemeine deutsche Literaturgeschichte gethan ist. Denn es ist die

Geschichte des Beitrags gezeichnet, welchen für das deutsche Culturleben, für die höchste nationale Arbeit überhaupt diese Universität leistete, in deren Namen schon das edle Fürstenhaus fortlebt, welches sie gründete und mit Liebe und unermüdlicher Sorgfalt dem deutschen Volke pflegte.

Göttingen, am 15. März 1872.

T. H.

Inhalt.

Göttinger Professoren.

Johann Lorenz von Mosheim,

Professor der Theologie und Kanzler der Universität Göttingen.

Von

D. Friedrich Ehrenfeuchter.

Es war im Jahre 1837, als Abt D. Lücke, gesegneten Andenkens, zur öffentlichen Verkündigung einer Reihe von Ehrenpromotionen zum Doctorat der Theologie einlud, die ein Bestandtheil war des ersten hundertjährigen Jubelfestes unserer Georgia Augusta, und dazu ein in trefflichem Latein geschriebenes Programm verfaßte, das eine Erzählung von dem Leben des Johann Lorenz Mosheim enthielt. In der That ein höchst angemessenes Thema für eine solche Feier. Denn nicht leicht ist die Wirksamkeit eines Mannes so sehr mit den Anfängen der Universität Göttingen verwebt, als die Mosheim's. Zwar war er weder gleich von Anfang der neuen Stiftung an thätig, noch war die Dauer seiner Arbeit in Göttingen eine lange; aber von Anfang an ward es ihm doch beschieden, von der Ferne her auf die Bildung der neuzugründenden Akademie einen bestimmenden Ein=

fluß zu üben, und was die Kürze seiner Amtsführung in Göttingen zurückließ, erstattete deren Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit. Schon im Jahre 1734 warb der unvergeßliche Minister v. Münchhausen, dieses Muster aller Curatoren, um den Besitz Mosheim's für sein geliebtes Göttingen. Noch ist der Briefwechsel erhalten, in welchem der hochgestellte Mann mit dem Theologen zu Helmstädt wie mit einem Ebenbürtigen verhandelte und, in einer edlen Seele durch die Ablehnung des Ersehnten nicht verstimmt, demselben sein Vertrauen erhielt, ja ihn zum Theilnehmer seiner großen und kleinen Sorgen in der Durchführung seines herrlichen Werkes machte.

An Mosheim wandte er sich, wenn es die Besetzung wichtiger Stellen galt, auch solcher, die jenseits der theologischen Facultät lagen; eine Denkschrift über die Einrichtung einer Akademie hatte Mosheim schon 1735 eingereicht, in demselben Jahr den Plan zu einer gelehrten Zeitung begutachtet. Bis hinein in die Entscheidung der Frage, welchen Namen die neue Universität tragen solle, begleitete den überlegenden Minister der Rath des gelehrten Freundes; der Name Georgia Augusta, der einen so hellen Glanz verbreiten sollte, erscheint als der gemeinsame Fund beider Männer. Ein immerwährendes Denkmal stiftete sich Mosheim dadurch, daß er auf Münchhausen's Ersuchen einen Entwurf von Statuten für die theologische Facultät vorlegte, der auch wirklich in den

noch jetzt geltenden fortlebt. Welche Freude für Münchhausen, als es ihm endlich gelang, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die den berühmten Theologen noch entfernt hielten, und ihn nach Göttingen herüber zu ziehn. Zwar, wie schon angedeutet, nur für eine verhältnißmäßig kurze Zeit; nur acht Jahre waren dem bewährten Meister an der neuen Universität vergönnt, da ereilte ihn der Tod; aber er war doch unser und hat einen unvergänglichen Zug in die Physiognomie Göttingens eingegraben.

Aber wer war er denn nun eigentlich dieser Mann? Woher kommt er? Was ist der Weg seines Lebens gewesen, der ihn zuletzt uns zugeführt hat?

Johann Lorenz von Mosheim wurde den 9. October 1694 — andere Nachrichten führen auf 1693 — zu Lübeck geboren. Seine Eltern gehörten den höhern Ständen an, der Vater war ein Edelmann, der, nachdem er sich vielfach in Kriegs= und andern Welthändeln versucht hatte, zuletzt sich wie in ein friedliches Asyl nach Lübeck begab; die Mutter stammte ähnlich aus edlem Geschlechte. Man sieht, Mosheim hatte alles Recht auf die Ehre eines adligen Herrn und Ritters, jedoch unterdrückte er später solche und ähnliche Namen auf den Titeln seiner Bücher; durfte er sich doch sagen, daß er solcher Auszeichnungen nicht bedürfe, um den ihm gebührenden Rang einzunehmen. Indessen ohne Einfluß auf seine ganze Persönlichkeit, auch auf seine schriftstellerische

Art und Weise blieb die Stellung doch nicht, die er im socialen Leben einnahm. Eine gewisse Vornehmheit im besseren Sinn des Wortes, eine edle Liberalität, die das Kleinliche und Niedrige fernhielt, ein lebendiges Gefühl von Würde spricht sich bei ihm aus.

Schon im zarten Kindesalter zeigte Mosheim die stärkste Lernbegierde; er erscheint durchaus als ein frühreifes Talent; sein Körper dagegen war zart und schwächlich, und man mochte ihm daher kaum eine längere Lebensdauer voraussagen. Aber es kam doch anders. Der zarte Körper erstarkte dergestalt, daß er alle Anstrengungen des arbeitsamen Geistes aushielt. Mosheim verschlang die dargebotene geistige Nahrung, wie sie die Gymnasien der damaligen Zeit geben konnten, in denen die Schriftsteller der Alten den Mittelpunkt, ja fast den ganzen Stoff des Unterrichtes ausmachten. Uebrigens zog der junge Mosheim auch von der Erziehungsweise eines Cavaliers Gewinn, er lernte Französisch, Englisch, Italienisch. Schon damals bewegte er allerlei literarische Plane in seinem Geiste, halb als ein Spiel der Phantasie, halb in wirklichem Ernst. Merkwürdig bleibt das Vorhaben, ein Buch zu schreiben, das den Titel führen sollte: „Die Bibliothek des Vulcan", es sollte einen raisonnirenden Katalog geben von all' den Büchern, die das Schicksal hatten, von Obrigkeitswegen verbrannt zu werden. Man belächelt diesen Gedanken, aber er ist im Grunde derselbe, der in gewissem Sinne auch schon in Gott=

fried Arnold's Unparteiischer Kirchen- und Ketzerhistorie waltete.

Indessen hatten ihn diese Studien, verbunden mit den Gymnasialarbeiten, so sehr angestrengt, daß er das Bedürfnis empfand, sich am Schlusse der Schulzeit an einen stillen Ort zurückzuziehen, um daselbst die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und zugleich seinen Geist zu stärken für die neue und größere Anstrengung, die seiner auf der Universität wartete.

Er hatte sich Kiel als die Stätte seiner akademischen Vorbereitung erkoren, wohin er im Jahre 1716 abging. Mit dem größesten Eifer, ja mit fast stürmischem Vordringen ergriff er die Gegenstände der neuen Welt, die ihn empfieng. Mit dem theologischen Studium verband er das der Philologie, das sich bei ihm, gleichwie bei Vielen seiner Zeit, zu einer encyklopädischen Bildung erweiterte. Mosheim fand Lehrer, die ihm mit dem liebevollsten Wohlwollen entgegenkamen; freilich nicht gerade hervorstechend an Originalität, pflanzten sie doch emsig und verständig die Ueberlieferung fort. Einer unter ihnen ist hier namentlich auszuzeichnen, Zum Felde, der den jungen lernfreudigen Studenten mit solcher Liebe umschloß, daß er ihn in das eigene Haus aufnahm, ihm jegliches Hülfsmittel des Studiums freundlich bereit stellte und ihn stets mit Rath und That unterstützte. Das war ein Verhältnis nicht etwa eines Schülers zum Lehrer, sondern eines Jüngers zum Meister. Es erscheint

nur natürlich, daß dieser Studiosus später der Schwiegersohn eines solchen Lehrers ward. Auch das ist nicht zu verwundern, daß unter den geschilderten Umständen die leicht erregte Productionskraft Mosheim's alsobald erwachte. Ist es überhaupt das Zeichen eines rechten akademischen Studiums, daß Empfangen und Schaffen immer in einander übergehen, eines das andere reizt und weckt, so hat Mosheim diesen Charakter einer lebendigen Universitätszeit auf's schönste an sich dargestellt. Schon diese Periode bietet uns daher nicht wenige schriftstellerische Productionen aus Mosheim's Feder. Wir heben hier vor allen eine Arbeit hervor, die, weit abliegend von streng wissenschaftlichen Untersuchungen, zunächst nur des Verfassers Vorliebe zu der vaterländischen Literatur und ihrer Pflege verräth; das war die kleine pseudonyme Schrift: „Zufällige Gedanken von einigen Vorurtheilen in der Poesie, besonders der deutschen, von Selintes; 1716.“ Im folgenden Jahre, dem Jubiläumsjahr der Reformation, schrieb er zur Feier des festlichen Octobertages eine Abhandlung über Matth. 5, 13, mit polemischer Zuspitzung wider die Gegenseite, die, wie er meinte, des von Christus erforderten Salzes entbehre. Es folgen Studien kirchenhistorischen Inhalts für die damals erscheinende Bremer Bibliothek; die erste derselben berichtet von der Secte der Nicolaiten und deren Gegnern, eine zweite handelt von der Sage, daß Johannes in glühendes Oel geworfen worden,

eine dritte verbreitet sich über den Zeitpunkt der Vertheidigungsschrift des Athenagoras für die Christen, eine vierte, die selbständig zu Leyden 1720 an's Licht trat, über das wahre Alter von Tertullian's Apologeticus mit Rücksicht auf den Beginn der Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus. Hierzu kamen Schriften, die er selber in apologetischem Interesse gegen den schwärmerischen Toland richtete, der die ganze Scala vom enthusiastischen Pantheismus bis zum frivolsten Deismus heruntergglitt, Schriften, die nicht sowohl von philosophischen Principien, als von historischer Kritik aus die phantastischen Luftgebilde des wunderlichen Irländers zu verscheuchen wußten. In diese Reihe gehören auch noch die Abhandlungen über das alte und neue Evangelium des Barnabas, ferner die über den Unterschied der Ebioniten und Nazaräer und endlich die Geschichte der letztern, welche drei Abhandlungen er 1720 vermehrt in Einem Bande unter dem Titel: „Rechtfertigung der alten Lehre der Christen gegen den Nazarener des Toland" zu allgemeinem Beifall herausgab.

Es würde zu weit führen, ist auch nicht nothwendig, um das Eigenthümliche Mosheim's genauer zu bezeichnen, die ferneren Schriften zu nennen, die der junge Mann im raschen Aufstreben seinem Forschen und Arbeiten abgewann. Unvermerkt war er aus dem Lernenden zum Lehrenden geworden und hatte die Proben seiner Reife vor der ganzen literarischen Welt

abgelegt. Es kann daher nicht überraschen, daß an sehr verschiedenen Seiten der Gedanke erwachte, Mosheim in ein bestimmtes Dienstverhältnis zu ziehen, wo er seine reichen Gaben zum Nutzen, sei es der Kirche, sei es der Schule, fruchtbar machen könne. Man versuchte, ihn nach Schleswig in ein geistliches Amt zu berufen, aber auch in Kiel wollte man ihn durch das Angebot einer außerordentlichen Professur der Theologie festhalten, ja im Blicke auf seine edle Geburt, sein im guten Sinn des Wortes weltmännisches Wesen, kam man von anderer Seite her auf den Gedanken, ihn als Gesandtschaftsprediger nach Wien zu senden. Das letzte Project stand auf dem Puncte, sich zu verwirklichen, als eine plötzliche heftige Erkrankung Mosheim's zuerst es hinausschob, dann aber gänzlich aufhob. Und wie so oft, so war auch hier das Unglück gleichsam nur die Anweisung auf ein nahes Glück, ja das höchste Glück durfte Mosheim erfahren, wenn es ein solches ist, daß der Mensch dem innersten Drang seines Gemüthes und Geistes in einem pflichtmäßig geordnetem Stand und Beruf genügen darf.

Den Wiedergenesenen traf die Anfrage, ob er eine ordentliche Professur der Theologie an der Universität Helmstädt annehmen wolle. Auf der Stelle war er bereit. Hier war der vorbestimmte Ort für Mosheim's Gabe und Thätigkeit. Man muß sich erinnern, wie diese Universität aus dem großherzigen Ent=

schlusse des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel hervorgegangen war. Bekanntlich gehört Julius zu den hervorragendsten Fürsten im Jahrhundert der Reformation. An vordringender Thatkraft einem Philipp von Hessen, an überlegender Bedachtsamkeit einem Johann Friedrich von Sachsen ähnlich, erfaßte er die durch die Reformation geschaffene Lage in Kirche und Staat in der großsinnigsten Weise, vor allem bestrebt, die Kräfte zusammenzuhalten, das Getrennte zu einigen. Es blieb ihm ein ernstes Anliegen, edle Studien zu verbreiten, denn hierin erblickte er eines der nothwendigsten Mittel, den neuen Geist echter Freiheit zu unterhalten. Mit der ganzen Hingebung seiner Seele hatte er sich dem Concordienwerke gewidmet, das den gestörten Frieden der Luther'schen Kirche wiedergeben sollte. Aber man weiß, wie Julius, in welchem sich der Kirchen- und Staatsmann durchdrang, sich von diesem Werke auch wieder abwandte, als es sich mehr in den Formen der Schule zu verengen schien, als in die Weite einer größeren geschichtlichen Entwicklung hinanzustreben. In seiner Liebe zur Wissenschaft und eingedenk dessen, was ein Wittenberg für den Umschwung der Zeiten geleistet, gründete er zu Helmstädt die bald weithin berühmt gewordene Universität Julia Carolina. Der ebenso entschieden gesinnte als mild gestimmte David Chyträus entwarf die Statuten ihrer theologischen Facultät, seinem Charakter gemäß im Geiste sowohl fester Recht-

gläubigkeit, als milder Friedensliebe. Es war des Fürsten Wille, daß die Theologie, wie überhaupt alle andern Facultätswissenschaften, immer mit der Pflege eines echten Humanismus verbunden bleiben sollten. Unabsichtlich bildete sich in Helmstädt eine neue Heimath der in Wittenberg etwas zurückgedrängten Melanchthon'schen Richtung. Hier hatte im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Georg Calixt gewirkt und die ursprüngliche Richtung der Facultät bestärkt und verjüngt. Wie kaum ein anderer seiner Zeit von dem Streben nach Frieden geleitet, hatte er seine Blicke in die früheren Jahrhunderte der Geschichte der Kirche geworfen, wo noch ungebrochene Einheit ihr Wesen bezeichnete. Den humanistischen Intentionen Melanchthon's gehorchend, hatte er den Zusammenhang der ganzen kirchlichen Entwicklung verfolgt, um die Reformation als das legitime Glied in derselben und als echten Fortleiter des wahren kirchlichen Geistes aufzuweisen. Mit dieser Tendenz schien die ganze polyhistorische und encyklopädische Richtung der andern Facultäten in Helmstädt in einem stillen Einverständnisse zu stehen. In diese Spuren trat jetzt Mosheim ein.

In Helmstädt verlebte Mosheim die längste Zeit einer zusammenhängenden Wirksamkeit; durch vierundzwanzig Jahre hin erfüllte er hier Katheder und Kanzel mit seinem lehrenden Wort. Dazu kam eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, kraft deren er weit über

seinen nächsten Bezirk hinausgriff und die Hochschule, die ihn den Ihrigen nannte, verherrlichte. Und die fürstlichen Erhalter derselben wußten auch, was sie an ihm hatten; eine Gunstbezeugung nach der andern ward ihm zu Theil; unter andern erhielt er in rascher Folge die Abteien zu Marienthal und Michaelstein; auch das gewöhnliche Maß der Besoldung ward bei ihm weit überschritten. Nicht minder wußte er sich mit den Banden innigster Dankbarkeit an die Universität geknüpft; alle noch so ehrenvolle und lockende Berufungen, bald als Generalsuperintendent nach Schleswig, bald an die Spitze der Danziger Geistlichkeit, bald als Professor nach Leipzig, sowie nach Wittenberg schlug er aus. Dennoch hielt der regierende Fürst es für nöthig, sich von Mosheim noch einen besondern Revers ausstellen zu lassen, worin sich dieser zum Bleiben in Helmstädt verpflichtete. Indessen mehr als Gunst oder Vertrag wirkte die Eigenthümlichkeit seiner Lehrstelle selbst, daß er festhielt. Die Erinnerung an die großen Männer, welche sie zierten, die Erkenntnis der Aufgabe, welche gerade diese Universität zu lösen hatte, sie wirkten vor allem auf Mosheim, daß er seine ganze Kraft und Liebe seinem dortigen Amte widmete. Man kann sagen, beide, Helmstädt und Mosheim, waren ganz für einander geschaffen. Es kommt dazu, daß die damalige Theologie sich in einer Lage befand, die für den eigenthümlich gearteten Geist Mosheim's den besten Raum zu dessen Ent-

faltung bot. Die Orthodoxie, wie sie im siebzehnten Jahrhundert geherrscht hatte, war vielfach brüchig und matt geworden; neue Elemente hatten sich geltend gemacht, waren jedoch zum Theil auch schon wieder im Niedergang begriffen; die höhern Kreise der Gesellschaft fühlten sich nicht wenig von jenem Deismus berührt, der, in England aufgekommen, über Frankreich nach Deutschland drang; es ist jener Deismus, dem im Angesichte der erweiterten Welt, im Blicke auf die politischen Fragen, die sich inzwischen erhoben hatten, Religion und Kirche erst an zweiter und dritter Stelle standen und selbst, um diese Stelle einnehmen zu können, noch von ihrem tiefsten, wesentlichen Gehalte sich das unvergleichlich Beste mußten entziehen lassen. Die mittleren Schichten der Gesellschaft hingen dagegen meist noch dem Pietismus an, der zwar jenen Deismus in religiöser Beziehung überwunden hatte, sich selbst aber keineswegs geeignet erwies, die Probleme, an deren Aufklärung der Deismus seine Arbeit gesetzt hatte, von seiner Seite aus zu erledigen. Helfen konnte hier nur eine gründliche und unbefangene historische Forschung und Erkenntnis. Schon hatte sich diese in Helmstädt eine feste und sichere Stätte bereitet; Helmstädts Ruhm verbreiteten unter und vor andern jene Männer, die an polyhistorischer Gelehrsamkeit hervorragten, wie Conring u. A. Wer nun war geschickter, hier sich anzuschließen, als Mosheim? Denn eben darin liegt seine Bedeutung,

daß er die geschichtliche Gelehrsamkeit auf sein besonderes theologisches Fach anwandte, wobei er vornehmlich alle jene Beziehungen und Uebergänge, welche die Theologie mit andern Lebensgebieten verbinden, sorgfältig beachtete. Was aber am wenigsten bei den historischen Studien Mosheim's vergessen werden darf, das ist das ethische Moment der Friedensliebe, in deren Dienst seine wissenschaftlichen Arbeiten standen. Schon seine Helmstädter Antrittsschriften bekunden diesen irenischen Standpunkt. Die erste derselben ist eine moralische Abhandlung über Ev. Matth. 5, 8 von der Seligkeit Derer, die reines Herzens sind; die zweite enthält seine überaus bedeutungsvolle Antrittsrede, deren Thema lautet: „Christus als der einzige Gegenstand für die Nachahmung des Theologen". Bei solchem parteilosen und friedfertigen Sinne, wie er sich in allen diesen Schriften aussprach, ist es nun gar eigenthümlich, daß gerade unserm Mosheim die Professur der Polemik an der theologischen Facultät übertragen war. Freilich, im Grunde muß man sagen: nur desto besser! Man kann sich denken, welch' andere Gestalt diese Disciplin unter seiner Hand angenommen, als die ihr die Theologen der früheren Zeit gegeben hatten. Ihm war Polemik wirklich dazu da, wozu aller Streit überhaupt dienen soll, nämlich um Frieden zu gewinnen; dieses Ziel suchte Mosheim eben durch die historische Methode zu erreichen, die er anwandte, indem er die Ursprünge der Meinungen, die Eigenthüm-

lichkeit der Männer, die sie vertraten, die besondern Einflüsse der Zeitlage, unter denen sie ausgesprochen wurden, genau untersuchte. Ein Beispiel seiner Behandlungsweise liegt in seiner Bearbeitung der Schrift des Engländers Hales über die Geschichte der Dortrechter Synode vor, der er ein Bedenken über den Schaden beifügte, den die Autorität dieser Synode für den kirchlichen Frieden herbeigeführt — eine Wahrheit, die er an sich selbst erproben mußte, indem ihm diese Abhandlung die heftigsten Anfeindungen, namentlich von reformirter Seite, erweckte.

Mosheim's Bedeutung machte sich in Helmstädt bald fühlbar. Er ragte hervor theils durch die Fülle des Stoffes, die er in seinen Vorlesungen gab, theils durch die Art, wie er sie gab. Außer seiner nächsten ihm speciell übertragenen Disciplin hielt er Vorlesungen, die allmählich fast das ganze Gebiet der Theologie umfaßten; in allen zeichnete ihn der Fluß wie die Anmuth seiner Rede aus; abweichend von dem Herkommen, bediente er sich hierbei auch der Muttersprache. Was aber vor allem seinen Namen berühmt machte, das war die Behandlung der Kirchengeschichte. Zuerst gab er im Jahre 1726 Institutionen der Kirchengeschichte des Neuen Testamentes heraus, die freilich nicht ganz vollendet wurden; im Jahre 1737 erschien eine zweite Auflage des eben genannten Werkes, die jedoch nur die ältere Kirchengeschichte enthielt. 1741 kam das Lehrbuch der neuen

Kirchengeschichte heraus; eine ausgeführtere Darstellung begann er im Jahre 1739, worin er zunächst das erste Jahrhundert der Kirche auf das eingehendste behandelte. Hiermit stehen Werke verwandten Inhalts in Beziehung: die lateinische Uebersetzung des Intellectualsystems des Weltalls von Cudworth, die er mit ausführlichen Anmerkungen und Excursen versah, 1732; seine Kirchengeschichte der Tartaren, Helmstädt 1741, sowie die deutsche Uebersetzung von Origenes' acht Büchern von der Wahrheit der christlichen Religion wider den Weltweisen Celsus, Helmstädt 1745, zu der er gleichfalls zahlreiche erklärende Anmerkungen fügte.

Mosheim bezeichnet in der Behandlung der Kirchengeschichte einen neuen Abschnitt. Es sind vier Punkte, in denen er, verglichen mit den bisherigen Geschichtsschreibern der Kirche, eine Wendung zum Bessern macht. Einmal in der Form der Erzählung; löst er sich auch von der Weise eines Lehrbuches noch nicht ab, indem er bestimmte Paragraphen sich einander folgen läßt, deren Inhalt er dann in hinzugefügter Erläuterung genauer ausführt, so hat er doch selbst in diese Weise eine gewisse schriftstellerische Würde gelegt. Die Fortschritte der Geschichtsschreibung, wie sie damals bereits das Ausland, namentlich England, bot, haben durch ihn auch in Deutschland Eingang gewonnen. Hiermit hängt die zweite Eigenthümlichkeit auf's innigste zusammen, sie ist der weitere

Gesichtskreis, von dem aus unser Autor die kirchlichen Dinge faßt. Man kann sagen, es sei ein Weltstandpunkt, den der Verfasser in Betrachtung und Darstellung seines Stoffes einnimmt. Immer im Zusammenhang mit den allgemeinen Culturbedingungen und dem Gesammtleben der Menschheit, schildert er die Begebenheiten und Ereignisse im Kreise der Kirche. Als drittes Moment ist die Kritik zu betonen, die, wie sie freilich an sich schon von aller echten Historie nicht zu trennen ist, doch erst in Mosheim wieder einen entschiedenen und bestimmt ausgesprochenen Vertreter innerhalb der Kirchengeschichtsschreibung seit Calixt erhält. Wohl hatte man schon früher Kritik getrieben, aber es war, daß ich so sage, mehr eine materielle Kritik, es war der polemische Zug der Dogmatik, der auch in die Kirchengeschichte hineinwirkte, das Unevangelische richtend, das in die Bildungen der alten und noch mehr der mittelalterlichen Kirche eingedrungen war. Jetzt aber machte sich auch die formale Kritik geltend, die Kritik an der Ueberlieferung der Berichte, wie man sie in der Philologie längst schon kannte und übte. Doch, wie man es von dem vorsichtigen Mann nicht anders erwarten kann, gar gemäßigt tritt sie auf, diese neu anerkannte Kritik. Das vierte und in vieler Beziehung wichtigste Moment endlich, das Mosheim einführte, ist der Versuch einer Theilung der Geschichte in Epochen. Die ältere Geschichtsschreibung bediente sich einer solchen Theilung

wenig oder nicht. Und freilich, im Grunde genommen unterbricht solch' eine Theilung den zusammenhängenden Lauf der Darstellung, bringt einen aus wissenschaftlicher Reflexion entsprungenen Gedanken, gleichsam das bereits gewonnene Ergebnis der Gesammtdarstellung vorgriffsweise mitten in die Darstellung der einzelnen Thatsachen und scheint den durch den Kanon der Zeit einfach bedingten Gang der Erzählung zu stören. Aber es sind eben die Bedürfnisse des Geistes und der Erkenntnis, die auch schon bei der bloßen Erzählung der Thatsachen befriedigt sein wollen, und gewiß, mehr als die Geschichte eines jeden andern Gebietes, fordert das der Kirche, die von einem so klar bestimmten Ausgangspunkt entspringt und ebenso einem bestimmten Endpunkt entgegengeht, den Versuch einer Gliederung heraus. Wohl hatte der Pietismus zum Theil eine Anschauung von der Kirche nach ihrem organischen Ablauf bis zur Vollendung gehabt, aber, wie er zu thun pflegte, mehr in einem erbaulichen Interesse, während es zugleich galt, auch die wissenschaftliche Ansicht der Sache hervorzuheben. Mosheim nimmt vier Perioden an: die erste bis auf Constantin den Großen, die zweite bis auf Karl den Großen, die dritte bis zur Reformation, die vierte bis auf die Gegenwart; auffallen muß, daß er die lange Strecke des Mittelalters nicht — etwa durch den Namen Gregor's VII. — theilte. Uebrigens greift auch Mosheim nicht selten in die Weise seiner Vorgänger zurück, in=

dem er sich an die einfache Folge der Jahrhunderte hält, ohne auf den besondern Gedanken zu achten, der sie bald verbindet, bald scheidet. Aber auch darin begründet Mosheim einen Fortschritt in der Kirchenhistorie, daß er gewisse Gebiete in seine Schilderung hineinzieht, die man sonst ziemlich unbeachtet zu lassen gewohnt war. Ein treffendes Beispiel ist da sofort seine Kirchengeschichte der Tartaren. Schon der Versuch, ein solches Werk zu schreiben, bewährt die Umsicht und Einsicht des Verfassers und den weiten Kennerblick, der ihn auszeichnet. Denn das ist in der That ein wichtiges Stück Kirchengeschichte, das Mosheim hier behandelt, und keine blose Curiosität. War es doch einen Augenblick zweifelhaft, ob nicht der mächtige Beherrscher der ungeheuren Tartarenschaaren, den Einwirkungen der Missionare gehorsam, sich zum christlichen Glauben entschlösse, und wer gemerkt nicht, welch' ungeheure Folgen ein solches Ereignis für die ganze Entwickelung der Geschichte, Kirchen- und Weltgeschichte, hätte haben müssen? Möge denn auch gleich hier an ein später erschienenes, ähnliches Werk Mosheim's erinnert werden, an seine Kirchengeschichte China's. —

Eine zweite Thätigkeit, die sich für Mosheim in Helmstädt eröffnete und seinem Namen vielfachen Ruhm in den weitesten Kreisen eintrug, war die des Predigtberufs. Er predigte öfters in der Universitätskirche zu Helmstädt, dann und wann in den

fürstlichen Schloßcapellen. Auch hier begreift sich die Art seiner Predigt vornehmlich aus dem Verhältnis zu der eben ablaufenden Periode des Pietismus. In der Geschichte der Predigt kann man überhaupt einen sich fast gesetzmäßig wiederholenden Wechsel einer einfachen, schlichten und einer rednerisch-künstlerischen Behandlung beobachten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Pietismus die erstgenannte Weise vorzog. Hatte doch Joachim Lange, kurz ehe Mosheim nach Helmstädt kam, eine Homiletik geschrieben, die schon auf dem Titel den ausdrücklichen Zusatz trug „gereinigt von den Eitelkeiten der Rhetorik“. Da war es denn nur ein natürlicher Rückschlag, wenn in Mosheim sich der Vertreter der andern Weise einstellte. Jetzt trugen alle seine früheren Bemühungen um Ausbildung der deutschen Sprache, seine eigenen Versuche in Poesie und Prosa erwünschte Frucht. Bereits zu seiner Zeit pflegte man zu sagen, die Art des berühmten englischen Predigers Tillotson habe ihm als Muster vorgeschwebt; er selbst freilich bestritt dies auf's lebhafteste. Aber wenn wir auch zugeben, daß es die ganze Richtung seines Gemüthes und Geistes war, die seinen Predigten Klarheit und Durchsichtigkeit, Wärme und Anmuth verlieh, so war Mosheim doch zu sehr mit den Fortschritten der Kunst und Cultur in allen bedeutenden Theilen Europa's bekannt, als daß wir nicht — vielleicht ihm selbst unbewußt — eine gewisse Rückwirkung davon auf ihn annehmen sollten.

Im Ganzen hat Mosheim durch seine Predigten sich fast mehr in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, als in der der öffentlichen Erbauung ein bleibendes Denkmal gesetzt. — An diesem Orte kann auch seiner Bemühungen um die Disciplin der christlichen Sittenlehre gedacht werden; er faßt dieselbe durchaus als biblische Moral auf mit entschiedener Anlehnung an die dogmatischen Bestimmungen über die Heilsordnung. Sie ist ein gar umfangreiches Werk, diese Sittenlehre; bei der ungemeinen Ausführlichkeit, der Mosheim sich hier überließ, kann es nicht überraschen, wenn es ihm nicht vergönnt war, das Werk zu beendigen. Fünf dicke Quartbände hat er selbst ausgearbeitet, worin übrigens nur die Lehren von der Buße, vom Gewissen und Gesetz, dann die Pflichten gegen Gott abgehandelt sind. Den Rest enthalten die drei folgenden Quartbände, die sein überlebender College und Freund Peter Miller hinzufügte. Man kann nicht behaupten, daß die Moral als Wissenschaft durch das Werk sehr gefördert sei, wiewohl es ein angenehm lesbares Buch ist, das manche treffliche Bemerkung bietet; ein milder, religiöser Sinn durchwaltet das Ganze. Jedenfalls ist zu bedauern, daß der erste Verfasser nicht bis zu dem Punkte gelangte, wo die Weltverhältnisse im Lichte biblischer Moral zu schildern waren; hier hätte seine Welterfahrung und Weltbildung ihm trefflich zu Statten kommen können.

Es war durchaus zu erwarten, daß Mosheim,

von allen Seiten hochgeehrt und in weithinreichendem Einfluß, sein ganzes Leben im Dienst der Universität Helmstädt zubringen würde. Aber es sollte dennoch anders werden. Wir haben gleich zu Anfang unseres Vortrags gesehn, wie entschieden Münchhausen's Bestreben darauf gerichtet war, den berühmten Mann für das neu erstehende Göttingen zu gewinnen. Lange widerstrebte Mosheim allen noch so einladenden Anträgen, er glaubte das Seine gethan zu haben, wenn er den Aufforderungen Münchhausen's, ihm seinen Rath über Sachen und Personen für die neue Anstalt zu ertheilen, in vollstem Maße entspräche. Interessant ist der Briefwechsel zwischen beiden Männern über die Angelegenheit, den Rößler in seinem Buch „Die Gründung der Universität Göttingen" hat abdrucken lassen (S. 163 ff., bes. S. 174). Und zuletzt wäre es auch Mosheim's Wunsch gewesen, dem ehrenvollen Rufe zu folgen — wie denn die Veränderungen in der Stellung eines Professors oft von den besten Folgen sind für die Erfrischung und gleichsam Verjüngung seiner ganzen Kraft und vor solchen Motiven für den Wechsel des Ortes so manches schiefe Urtheil über Versetzungsfälle von Lehrern verstummen muß —, konnte er es denn, da ihn jenes Gelöbnis, dessen wir erwähnten, an seinen Fürsten wie an Helmstädt band? Aber eben dieses stärkste Hindernis sah er bald beseitigt; auf das Ersuchen, den gelehrten und würdigen Diener dieses seines Ge-

löbnisses zu entbinden, ging der Herzog schweren Herzens, aber er ging doch endlich darauf ein.

So erschien Mosheim im Jahre 1747 zu Göttingen, bekleidet mit der ausgezeichneten Würde eines Kanzlers der Universität. Sie sollte ihm einen Ersatz bieten für die vielen Vortheile seiner bisherigen Stellung, die er zurückgelassen; aber an sich selbst mehr eine ehrende Würde als ein eigentliches Pflichten und Rechte in sich schließendes Amt, sollte sie ihm zunächst nur Bitterkeiten eintragen. Man mißgönnte ihm die neue Ehre, man fürchtete für die Freiheit und Unabhängigkeit der Collegen. Es gehörte die ganze, auf seinen wirklichen Werth gestützte Bescheidenheit, es gehörte seine feine Klugheit dazu, sowie Münchhausen's milde Festigkeit, um die entstandenen Schwierigkeiten zu ebnen und die Stellung des Berufenen zu sichern. Es klingt wohl etwas von diesen Erfahrungen in Mosheim's Antrittsprogramm nach, das vom Haß der Theologen handelt. Er zeigt darin, wie der theologische Haß keine besondere Species des Hasses sei, sondern im Grunde ebenso geartet, wie der Haß in allen andern Ständen und Menschen. — Im Wesentlichen war natürlich Inhalt und Zweck von Mosheim's Thätigkeit derselbe in Göttingen wie in Helmstädt, nur daß dort die Predigtthätigkeit wegfiel. Seine Vorlesungen erndteten auch vor dem neuen Auditorium den höchsten Beifall und wurden ungemein zahlreich besucht und zwar nicht

blos von Studirenden der Theologie, auch Angehörige der andern Facultäten stellten sich ein, nur um sich an der Anmuth der klar und leicht fließenden Rede zu erfreuen. Es war nur ein neuer Gegenstand, den Mosheim in die Reihe seiner bisherigen Vorlesungen aufnahm; er betraf das protestantische Kirchenrecht, welches Collegium nach seinem Tode von seinem Schwiegersohn Windheim, der auch seine andern Vorlesungen dem Druck übergab, veröffentlicht wurde. Auch hier schließt Mosheim sich an die Bewegungen, die der Pietismus herbeigeführt hatte, er knüpft an die berühmt gewordenen akademischen Reden. Pfaff's von Tübingen an, welche die Lehre vom sogenannten Collegialsystem emporbrachten, wendet aber, wie auch sonst, die pietistischen Anfänge zu allgemeineren Weltverhältnissen zurück, wie es denn für das fragliche Werk von Bedeutung ist, daß ihm außer Pfaff besonders auch Pufendorf Anregung gab. Als das Hauptwerk seiner Göttinger Periode gilt mit Recht die berühmte Schrift: „Geschichte der christlichen Kirche vor Constantin dem Großen". Noch heutzutage behält sie ihren Werth. Sie ist so eingerichtet, daß dem jedesmaligen Paragraphen, der eine gedrängte Darstellung des zu erzählenden Momentes giebt, eine längere Ausführung folgt, in welcher die historische und literarische Kritik hervortritt. Eine Haupttendenz des Buches geht dahin, sorgfältiger, als es bis dahin geschehen, Ursprung und Beschaffenheit der Häresien

darzulegen, die er gewöhnlich auf Einwirkungen griechischer Philosophie zurückführt. Außerdem ist als ein bedeutendes Denkmal seines Göttinger Wirkens eine neue Ausführung der Kirchengeschichte zu verzeichnen, wenn auch keine neue Eigenthümlichkeit in Auffassung und Schreibart darin sich kundgiebt.

Aber nur kurz sollte die ihm in Göttingen bemessene Thätigkeit dauern. Bereits nach acht Jahren schied Mosheim aus dem Leben, 61 Jahre alt. Länger zwar, als man glauben konnte, widerstand sein an sich schwächlicher Körper den Folgen seiner Anstrengungen. Streng eingehaltene Mäßigkeit hatte ihn so lang bewahrt. Aber nun ergriff ihn auf einmal eine heftige Krankheit, der er nach wenigen Tagen am 9. September 1755 erlag. Doch auch die verhältnismäßig so kurze Zeit seiner persönlichen Gegenwart und Wirksamkeit war für Göttingen entscheidend. Sie bestätigte und verstärkte die Richtung, die seine Rathschläge schon zuvor der Universität, insbesondere ihrer theologischen Facultät, gegeben hatten. Durch ihn besonders ist es geschehen, daß Göttingen in die Fußstapfen Helmstädt's trat und schon vor Auflösung dieser Universität sich als ihre Nachfolgerin, als Trägerin ihrer Tendenzen, den gesteigerten Ansprüchen der fortschreitenden Welt und Wissenschaft gemäß, sich zu erfassen vermochte.

Mosheim ist kein großer Theologe in dem Sinne, daß von ihm an eine neue Epoche theologischer An=

schauung sich datirte. Aber sein Name ist unvergeßlich, weil er, wenn nicht der Schöpfer, so doch der Neubeleber einer der wichtigsten Disciplinen der Theologie, der Kirchengeschichte, ist. Beides hat er sie gelehrt, beredt zu erzählen und eine maßvolle Kritik zu üben, eine Kritik, die es auch über sich vermag, einzugestehen, wo sie es nicht zu sicheren Entscheidungen, zu gewissen Ergebnissen bringt. Maßhalten auf Grund ernster Forschung und solider Gelehrsamkeit war die Losung, der Mosheim stets folgte. Es ist das nicht Alles, dessen die Theologie bedarf, aber es ist ein überaus bedeutendes, ein unentbehrliches Element. Sinn für Geschichte, Geschichtlichkeit, als intellectuelle und sittliche Tugend gegenüber der Trägheit wie der Phantasterei: das ist das Vermächtnis, das Mosheim der Georgia Augusta hinterlassen hat. Möge nie eine Zeit kommen, in der, etwa gar durch die Schuld seiner Nachfolger, dieses Erbe verschleudert, diese Signatur verwischt würde!

Albrecht von Haller.

Von

Henle.

Es war mir eine willkommene Mission, zu dem edlen Zweck, dem diese Reihe von Vorträgen gewidmet ist, den Mann zu feiern, den ich auf der Schwelle meiner medicinischen Studien als den Großen preisen gelernt habe. „Der Große" hieß Haller, wie wir von seinem Biographen Zimmermann erfahren, in seiner damals noch sehr unwissenschaftlichen Vaterstadt, zur Unterscheidung von seinen, mit einer minder ansehnlichen Statur begabten Verwandten. Die Fachgenossen ertheilten ihm später den ehrenden Beinamen wegen der Herrschaft, die er während zweier Menschenalter auf die Gestaltung unserer Wissenschaft ausübte.

Ich betrachte es als meine Aufgabe, zuerst die äußern Lebensverhältnisse zu schildern, die den Gelehrten zu einer solchen Bedeutung erhoben, und daran eine Darstellung dessen zu knüpfen, was unsere Hochschule seiner Wirksamkeit verdankt. Dann aber ge=

statten Sie mir, daß ich Ihre Blicke über die Mauern oder vielmehr über die Wälle dieser Stadt hinaus lenke auf das Gebiet der Wissenschaft, der Haller seine besten Kräfte widmete und daß ich Sie mit den Früchten seines Geistes bekannt zu machen suche, die seinen Namen verewigen, weil sie eine Epoche in der Geschichte unseres Wissens bezeichnen.

Albrecht Haller erblickte das Licht der Welt in Bern am 16. October 1708. Seine väterliche Familie, wie die seiner Mutter, einer geborenen Engel, gehörte zu den regierungsfähigen Familien der Republik. Sein Vater, Emanuel Haller, hatte sich der Advocatur gewidmet und darauf die Stelle eines Kanzlers der Landvogtei Baden erhalten. Hier genoß Albrecht, der jüngste von vier Söhnen, den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer, bis im Jahre 1721 der Vater starb und die Vormünder den 13jährigen Knaben der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt überwiesen.

Albrecht Haller war ein kränkliches (rhachitisches) Kind und verrieth die frühe geistige Reife, die solchen Kindern eigen zu sein pflegt. Im vierten Jahre erzählte er von seinem auf dem Stubenofen aufgepflanzten Lehn- und Lehrstühlchen herab dem Hausgesinde die biblische Geschichte; im fünften begann er sich ein Lexikon der neuen Wörter, die ihm täglich vorkamen, anzulegen; im neunten Jahre hatte er, neben einem Wörterbuch der hebräischen und griechischen Ausdrücke

des alten und neuen Testaments, eine chaldäische Grammatik und, nach Bayle's und Moreri's Vorgang, eine Sammlung von nahe an 2000 Lebensbeschreibungen berühmter Männer verfertigt. Sein Vater mißbilligte den unbegrenzten Fleiß, der ihm zur seichten Vielwisserei zu führen schien, und die Altersgenossen, deren Spielen er sich entzog, verspotteten den Träumer, ohne ihn in seiner Jagd nach Wissenswürdigem irre zu machen.

Das Gymnasium in Bern verließ er nach 1½ Jahren, nachdem er sich die Vergünstigung errungen, die klassischen Prüfungen unter dem gesetzlichen Alter ablegen zu dürfen, und begab sich mit einem Freunde nach Biel zu dem Vater dieses Freundes, einem gelehrten Arzte, der die Jünglinge in die cartesianische Philosophie einführen sollte. Es gelang dem Lehrer nicht, seinen Schüler von der runden, eckigen oder schraubenförmigen Gestalt der Moleküle, die die verschiedenen Körper zusammensetzen sollten, zu überzeugen; wohl aber weckte er in ihm den Trieb, sich der Medicin und ihrer Grundlage, der Naturkunde, zu widmen, und mit diesen Studien machte Haller im Herbst 1723, 15 Jahre alt, in Tübingen den Anfang.

Nach Tübingen zog ihn Duvernoy, der daselbst die menschliche Anatomie an Leichen von Hunden docirte. 1725 wanderte Haller nach Leyden, wo Boerhave, der berühmteste Arzt seines Zeitalters, Patienten und Studenten aus ganz Europa an sich

zog. Wie nahe er diesem gefeiertsten seiner Lehrer gestanden und wie er ihn erfaßt habe, bewies er durch die spätere Herausgabe der medicinischen Institutionen Boerhave's, welche lange Zeit den Canon des ärztlichen Wissens bildeten. In Leyden erwarb sich Haller (am 23. Mai 1727) die Doctorwürde im 18. Lebensjahre mit einer Dissertation, die einen anatomischen Irrthum eines namhaften Gelehrten widerlegte. Die beiden nächsten Jahre brachte er auf Reisen zu, welche vorzugsweise seiner anatomischen Ausbildung dienen sollten. Er besuchte London, um Douglas, Paris, um Le Dran und Winslow kennen zu lernen, und verfolgte am letztgenannten Orte sein Ziel mit solchem Feuereifer, daß er, wie er selbst erzählt, einer schweren Strafe, vielleicht den Galeeren, nur durch die Flucht entgieng, nachdem er von einem Arbeiter beim Ausgraben von Leichen entdeckt und denuncirt worden war. Mit ruhigerm Gewissen benutzte er in Basel die Gelegenheit, sich in der Anatomie zu vervollkommnen, dadurch, daß er den Vortrag derselben, während einer Erkrankung des dortigen Professors Mieg zeitweise übernahm; zugleich vollendete er seine physiologischen Studien im Umgang mit dem Mathematiker Joh. Bernoulli, denn es bestand damals in der sogenannten iatromathematischen Schule, wie heute, das Bestreben, die Bewegungen im Organismus auf physikalische Gesetze zurückzuführen. Wie tief Haller auch in diese Gebiete eindrang, be-

weist die in Ritter's Leben erzählte Anekdote, daß Haller am Tage seiner Trauung eine Entdeckung in der Differentialrechnung gemacht habe.

In Basel lernte Haller den nachmaligen Chorherrn Gesner aus Zürich, einen eifrigen Naturforscher, kennen und unternahm mit ihm die erste Alpenreise, die nach zwei Seiten hin bestimmend auf die Thätigkeit wirken sollte, der er sich in den nächsten Jahren ergab. Durch die Alpenwelt wurde er zugleich zum Dichter und zum Botaniker. Verse zu machen, hatte Haller schon im 10. Jahre begonnen; sein erstes Gedicht war eine lateinische Satyre auf seinen allzustrengen Lehrer. In deutscher Poesie hatte er sich zwischen dem 12. und 16. Jahre versucht, aber, so viel an ihm lag, dafür gesorgt, daß von jenen im Lohenstein'schen Geschmack verfertigten Versen nichts auf die Nachwelt gelange. Das erste poetische Werk, das vor seinen Augen Gnade fand und auch von den Zeitgenossen als Muster didaktischer Dichtung gepriesen wurde, entstand 1728 als Frucht jener ersten Alpenreise und trägt die Ueberschrift: „Die Alpen". In die von ihm selbst besorgte Sammlung nahm er, außer einigen wahrhaft elegischen Ergüssen, die der frühe Tod der ersten und zweiten Gattin ihm eingab, fast nur Gedichte von ähnlich lehrhaftem Charakter über die Ehre, die Tugend, den Unglauben, die verdorbenen Sitten auf. In einem Brief an Heyne erklärt er seine Abneigung gegen die ewigen Gesänge

von Wein und Liebe, und in einem Brief an seinen Freund Tissot verräth er uns den Grund, warum er so bald der Muse wieder entsagte: „Die Dichtkunst“, heißt es, „ist eine so schwierige Kunst, daß man ein Genie sein muß, um in derselben etwas zu leisten, und wie Schade um ein Genie, wenn es sich darauf beschränkt, Verse zu machen.“ *)

Zur Botanik erwachte die Neigung in Haller erst auf der Wanderung im Gebirge, aber sie ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß er, der schwächliche verwöhnte Städter, keine Mühe und Gefahr scheute, um meist einsam auf den damals noch unbegangenen Pfaden Pflanzen zu sammeln. Mit der Veröffentlichung der Resultate seiner 25 in den Jahren 1728 bis 1736 unternommenen Gebirgsreisen machte er erst hier in Göttingen den Anfang. In seiner Vaterstadt wandte er sich zunächst der ärztlichen Praxis zu, ordnete daneben Münzcabinet und Bibliothek und tröstete sich über die Zurücksetzung, die er bei der Bewerbung um eine Stelle am Inselspital erfuhr, mit einem Gedicht, „Gedanken bei einer Begebenheit“, das er in der Sammlung seiner Gedichte mit den Worten einführt: „Diese Begebenheit war dem Verfasser höchst empfindlich und legte gleichwohl den wahren Grund zu seiner

*) „La poésie est si difficile, qu'on ne peut y réussir, sans être génie, et quel dommage pour un génie, que de se réduire à faire des vers.“

nachwärtigen und in einigen Umständen vortheilhaften Entfernung, als von welcher vermuthlich die Ausarbeitung aller seiner Schriften und die Kenntniß vieler Dinge abhieng, die im Vaterland ihm unbekannt geblieben wären."

Das Gedicht, aus dem Januar 1734, hebt an:

„Vergnüge dich, mein Sinn, und laß dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf du warten sollt" —

und bewundernswerth, wie in diesen Zeilen, ist der prophetische Sinn in dem Manne, der zwei Jahre später die Erwartung zur Erfüllung brachte und mit Haller's Berufung an unsere neugeschaffene Hochschule den Ruhm ihrer medicinischen Facultät begründete.

Der Wunsch, sich ausschließlich mit der theoretischen Seite der Medicin zu beschäftigen, war es vorzugsweise, welcher Haller bewog, dem durch Herrn v. Münchhausen an ihn ergangenen Ruf zu folgen. Zwar wurde ihm, neben der Professur der Botanik, Anatomie und Physiologie bald auch die der Chirurgie übertragen, aber er berichtet von dieser Seite seiner Thätigkeit, daß er, obgleich er die schwierigsten Operationen an den Leichen gelehrt, doch nie gewagt habe, an Lebenden zu schneiden, aus Furcht, Schaden zu thun.

Uns, die wir so vielen Anlaß haben, uns der Haller'schen Stiftungen zu freuen, wird es schwer, zu bekennen, daß Haller's Leben in Göttingen kein

glückliches war, trotz des glänzenden Erfolgs seiner Lehrthätigkeit und trotz der wahrhaft väterlichen, seitdem traditionell gewordenen Fürsorge des hannoverschen Curatoriums. Die Schuld trugen zum Theil schwere Unglücksfälle, die den gefeierten Mann vom Eintritt in die neue Laufbahn an betrafen. Mit seiner Frau Mariane, einer geborenen Wyß, und 3 Kindern hatte er anfangs September 1736 Bern verlassen; am 30. September brach bei der Einfahrt in unsere Stadt der Reisewagen, und an den Folgen des Sturzes starb nach einem Monat, im 26. Lebensjahre, die geliebte Gattin. Im 2. Jahre seines hiesigen Aufenthalts entriß ihm eine Brustkrankheit den ältesten (4jährigen) Sohn. Beider Andenken hat er auf einem Stein in der Jacobi-Kirche verewigt. Die zweite Gattin, Elisabeth, Tochter des Rathsherrn Bucher, die er im Jahre 1739 in Bern ehelichte, verlor er in ihrem ersten Wochenbette; 6 Monate später folgte das Kind der Mutter nach.

Zu der Melancholie, die diese gehäuften Verluste zur Folge hatten, gesellten sich Kränklichkeit, ja ernsthafte Krankheitszustände, um das Leben Haller's am hiesigen Orte zu verbittern. Anfälle von Wechselfieber, einem Leiden, das das heutige Göttingen nicht mehr kennt, schreibt Haller's Biograph der Lage der Stadt und vornehmlich des Haller'schen Hauses an einem mit stehendem Wasser angefüllten Schanzgraben zu. Er selbst betrachtet das Klima

Göttingens als Ursache seiner körperlichen Verstimmungen. „Die vielen Krankheiten", sagt er im Jahre 1753, dem Jahre seiner Rückkehr nach Bern, in einem Briefe an v. Asch, „die ich in Göttingen ausgestanden, scheinen zu beweisen, daß die dortige Luft und Arbeit meinem Körper nicht zuträglich gewesen."

Endlich müssen auch wohl die gesellschaftlichen Verhältnisse zu jener Zeit nicht von der Art gewesen sein, um dem brütenden Gelehrten geistige Erfrischung zu gewähren. Wie er selber die Bevölkerung „an der sanften Leine" ansah, auf deren Boden die neue Stätte der Wissenschaft gepflanzt wurde, geht aus einer Stelle des Gedichts hervor, mit welchem er Herrn v. Münchhausen bei der Einweihung der Georgia Augusta begrüßte; sie lautet:

„Ein einsam Volk, in öder Ruh' erzogen,
Wird itzt der Reinlichkeit, ja selbst der Zier gewogen,
Und öffnet fremdem Witz den ungewohnten Schooß.
Die Handlung streut aus arbeitsamen Händen
Bequemlichkeit und Reichthum aus;
Die Ordnung zieht die Stadt aus ihrem Grauß,
Und selbst des Ekels Klagen enden;
Der Lehrstuhl ist besetzt, und eine stille Jugend
Lernt mit der Weisheit auch die Tugend."

In den academischen Kreisen vermißte Haller den vertraulichen Ton seiner Heimath; das steife Betragen, die convulsivische Höflichkeit, die, wie Zimmermann erläutert, aus Italien über Wien nach

Deutschland importirt worden war, stießen ihn zurück; Aeußerungen der Mißgunst einzelner Collegen über seine bevorzugte Stellung erbitterten ihn. „Dem Manne, dessen Augen an die schönste Natur gewöhnt waren", sagt sein schweizerischer Biograph, „der die besten Gesellschaften gelebet hatte, blieb nichts übrig, als der Thurm der Verwünschung (sein anatomisches Laboratorium), in welchem er alle Tage und selbst den Sonntag in menschlichen Eingeweiden wühlte und die einzige Erholung in der Abwechslung seiner Arbeiten fand."

Mit rührender Sorgfalt suchte Münchhausen hervor, was dem theuren Manne zum Trost im Unglück, zur Erhebung aus körperlicher und geistiger Verstimmung gereichen konnte. Nach dem Tode der ersten Gattin verschrieb er ihm aus eigenem Antriebe seinen Landsmann und Lieblingsschüler Huber aus Basel, der später zum Professor an unserer Universität aufrückte und als Hofmedicus in Cassel starb. Zugleich räth er, nach Besprechung mit dem königlichen Leibarzte Dr. Werlhof, zu einer Excursion und Entfernung von Göttingen während des Winters, entweder nach Hannover, oder, wie es in dem Brief (vom 18. Januar 1737) weiter heißt, „mittelst Zurückführung dero Kinder in die Schweiz, als welche dero Schmerz nur erneuern". Er hält dafür, daß die Zurückführung der Kinder für Haller auch profitabel und es nützlich sein werde, keine eigene Menage zu halten, son=

dern bei Jemanden zu Tische zu gehn. Wegen seiner Gesundheit soll Haller, nach Münchhausen's Empfehlung, recht häufig mit Dr. Hugo correspondiren, welcher rechtschaffene und judiciöse Medicus noch obendrein die Qualität eines recht aufrichtigen Freundes des Leidenden führe. Kein Wunsch, den Haller bezüglich seiner Anstalten aussprach, blieb unerfüllt; seine Besoldung, die anfänglich nur 500 Thlr. betragen hatte, wurde wiederholt erhöht; bald nach seiner Hierherkunft erhielt er den Titel eines königlichen Leibarztes und churfürstlichen Hofraths; im Jahre 1749 beschenkte ihn Georg II. mit einem vom kaiserlichen Hofe ausgewirkten Adelsbriefe. „Du hast nichts unterlassen", sagt Haller in der Epistel an Münchhausen, mit welcher er ihm seine Beschreibung einer zweiköpfigen Mißgeburt dedicirt, „was mein Leben glücklich und ruhig machen kann. Auch durch das, was Du für das öffentliche Wohl und die Nachkommen geschaffen, hast Du mir eine angenehmere Lage bereitet. Du hast bei Gründung unserer Universität so für unsere Kunst gesorgt, daß wir viel besitzen, was alte Universitäten entbehren, und kaum etwas vermissen, wodurch andere glänzen."

Wie aufrichtig diese Worte gemeint waren, hat Haller durch Ablehnung einer Anzahl glänzender Berufungen bewiesen. Er blieb unserer Hochschule treu, als im Jahre 1747 fast gleichzeitig Oxford und Utrecht sich um ihn bewarben, und ebenso, als 2 Jahre

später auf Befehl des Königs von Preußen der Antrag an ihn gelangte, selbst die Bedingungen vorzuschlagen, unter welchen er sich entschließen könne, eine Stelle an der Berliner Academie anzunehmen. Dem Zuge zur Heimath aber vermochte der Schweizer nicht zu widerstehn. Seine Mitbürger hatten ihm schon im Jahre 1745 als Ehrenbezeugung eine Stelle in ihrem großen Rathe übertragen; während eines Aufenthalts in Bern im März 1753 fiel ihm durch das Loos, durch welches die Staatsämter an Großrathsmitglieder vergeben wurden, die vierte Stelle der Staatsbedienungen, die Stelle eines Ammanns zu. Es waren damals noch die guten Zeiten der sogenannt regierungsfähigen Familien, und die Aussicht auf die Vortheile, die er seinen Kindern sicherte — Haller hatte in dritter Ehe sich mit der Tochter des weimarischen Hofraths Teichmeyer verbunden und war Vater von 4 Söhnen und 4 Töchtern —, trug ohne Zweifel dazu bei, ihn zu bestimmen, daß er sein Verhältniß zu unserer Universität löste. Er löste es nicht vollständig, denn er bezog eine englische Pension, vermehrt durch einen Zuschuß unserer Societät der Wissenschaften, an deren Verhandlungen er durch sein Votum und seine wissenschaftlichen Beiträge betheiligt blieb. Auch gab Münchhausen die Hoffnung, ihn wieder hierherzuziehn, niemals auf; er bot ihm, im Jahre 1755, nach v. Mosheim's Tod, die Kanzlerstelle an; 1764 verlangte der König von England in

einem eigenhändigen Brief an die Republik als Zeichen ihrer Freundschaft die Entlassung des gefeierten Mitbürgers; noch auf seinem Todesbette im 84. Jahre unterschrieb Münchhausen mit zitternder Hand die Decrete, welche Gesner erhalten und Haller zurückführen sollten. Haller selbst spricht in vertrauten Briefen die Sehnsucht nach der stillen Werkstätte seiner anatomischen Arbeiten aus; er beklagt den Mangel an Muße, an Local und Material zu wissenschaftlichen Arbeiten; und in der That, so bewundernswerth die Fülle literarischer Productionen ist, die er nach seinem Abschied von Göttingen unter diesen erschwerenden Umständen zu Tage förderte, so tragen sie doch mehr den Stempel encyklopädischer Gelehrsamkeit, als selbständiger Forschung. So wahr ist es, daß in der Luft der Universitäten das Mittel zur Entfaltung der ächten geistigen Regsamkeit liegt. Ich kann mir nicht versagen, Ihnen aus der Vorrede Haller's zu seinen kleinen anatomischen Schriften, die er 1762 gesammelt herausgab, eine Stelle übersetzt mitzutheilen, in welcher er, ebenso bündig als bescheiden, seine Schicksale bespricht. „Mein Leben", sagt er, „verlief nicht in geregeltem Gang. Ich hatte mich zur ärztlichen Praxis vorbereitet und daneben zur Erholung Botanik studirt. Ich durfte nicht dabei bleiben. Mich trieb, wider meinen Willen, aus dem niedern heimischen Beruf die Stimme Gottes nach Deutschland, zur Leitung anatomischer, später auch noch chirur-

gischer Arbeiten. Sie belud mich, trotz meines schwachen Magens und meiner Schlaflosigkeit, mit den ehrenvollsten Sorgen für die ganze Universität, für die Redaction der Journale, die Einrichtung des reformirten Gottesdienstes und der Societät der Wissenschaften, Alles Pflichten, welche im Einzelnen zu erfüllen angenehm und ehrenvoll gewesen sein würde, die aber in ihrer Verbindung um so beschwerlicher wurden, da ich mit angegriffenem Körper an dieselben herantrat. Dennoch habe ich 17 Jahre unter Leichen und Experimenten verbracht. Um den hohen Preis von Glücksgütern und Ehren erkaufte ich mir dann die Gesundheit zurück: ich kehrte heim in mein Vaterland, um ein Amt zu übernehmen, welches von literarischer Beschäftigung so ferne lag, als möglich. Ich unterzog mich der Führung nicht des Steuers, sondern des Ruders und zwar eines jeden, welches Gott mir auf dem theuern Schiffe anvertraute. So habe ich mich den verschiedenartigsten und fremdartigsten Geschäften gewidmet, bei Verhandlungen über den öffentlichen Frieden und über Bündnisse mit benachbarten Staaten, bei dem Bau und der Verwaltung des Waisenhauses, bei den Berathungen des Consistoriums, endlich bei der Aufsicht über das Salinenwesen. So konnte ich trotz aller aufgewandten Mühe keins der Fächer erschöpfen, die ich doch alle zu pflegen nicht umhin konnte. Und selbst während meiner academischen Laufbahn war ich gezwungen, Manches vor voll=

endeter Reise der Presse zu übergeben, da bald um eines Candidaten willen der Tag der Publication eingehalten werden mußte, bald der Buchhändler, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, zur Beendigung der Arbeiten drängte."

Einen noch melancholischern Ausdruck giebt Haller seinem Verlangen nach wissenschaftlicher Thätigkeit in einem Briefe an den Genfer Arzt Tissot (1767), dem er räth, die nach Werlhoff's Tod ihm angetragene Stelle eines königlichen Leibarztes in Hannover anzunehmen. „Sie leben in einem Lande", schreibt er ihm, „dessen Souverain, wiewohl gerecht und sanft, den literarischen Ruhm und das Verdienst der Wissenschaften nicht hoch genug anschlägt. In Deutschland ist dies anders: daß Sie sich nützlich machen, ist dort Alles, was man von Ihnen verlangt. Sie werden meine Argumente gegen mich kehren; aber es ist ein Unterschied: Sie sind jung, ich bin fast am Ende meiner Laufbahn. Es stirbt sich in Bern ebenso gut, wie in Göttingen. Handelte es sich darum, zu leben, so würde mein Entschluß anders lauten."

Doch lebte er noch 10 Jahre mit zunehmender Kränklichkeit, die letzten Jahre auf sein Zimmer gebannt und von zärtlicher Hand gepflegt; sein Tod erfolgte am 12. December 1777. An der Bibliothek der practischen Medicin arbeitete er noch wenige Tage vor seinem Ende; zwei Stunden vor demselben sagte

er dem Arzte, der ihn besuchte: „Ich sterbe, der Puls schlägt nicht mehr.“

Ich darf es meinen Zuhörern überlassen, sich aus den geschichtlichen Thatsachen, die ich vorgeführt, ein Charakterbild unseres Helden zu entwerfen. Sie haben seine Treue und Gewissenhaftigkeit in allen Verhältnissen des Berufs, seine Wärme in allen menschlichen Beziehungen kennen gelernt. Ein Forschungstrieb, wie er ihn beseelte, ist von der strengsten Wahrheitsliebe unzertrennlich. „Bereit, die Wahrheit auch vom Gegner zu empfangen, den schärfsten Kritiker eigner Irrthümer“ nennt ihn Werlhoff in den Distichen unter dem Bildniß, welches die Quartausgabe der Elementa physiologiae schmückt. Gott hatte ihm, wie er selber bekennt, Ehr' und Alles zur Genüge gegeben, so daß es ihm leicht wurde, Anderer Vorzüge zuzugestehn.

Und dennoch werfen die zum Theil sehr erbitterten literarischen Kämpfe, in die er verwickelt war, einen Schatten in sein Leben und auf seine Gestalt, über welchen zu schweigen mir um so weniger gestattet ist, je allgemeiner das Aufsehn war, welches die Streitigkeiten seiner Zeit erregten. Sie entsprangen den verschiedenartigsten Quellen. Einen ruhmvollen Krieg führte Haller gegen die Widersacher seiner bedeutendsten Entdeckung, von denen er vollkommen berechtigt war, zu sagen, daß „die Neuheit des Gegenstandes sie erschüttert und die Secte, der sie anhiengen,

ihnen nicht gestattet habe, die Ohren zu öffnen". Zahlreiche Feinde erweckten ihm seine Angriffe gegen die damals besonders in Frankreich auftauchenden Sceptiker und Materialisten, gegen die er in Gedichten und besondern Streitschriften in der edelsten Intention, aber mit dem wohlfeilen Mittel zu Felde zog, die Reihe der Schandthaten aufzuzählen, deren der Strenggläubige einen Glaubenslosen für fähig hält. Eine unter den Naturforschern und besonders den Anatomen leider auch heute noch nicht völlig ausgerottete Art von Controversen, über die Priorität ihrer Entdeckungen, brachte Haller in Conflict mit den angesehensten seiner Fachgenossen, Albin und Senac. Wahrhaft traurige Berühmtheit erlangte der Haller-Hamberger'sche Streit über eine Frage, die kaum ein Element zu leidenschaftlicher Erregung zu bergen scheint, die Frage über den Antheil, den die Brustmuskeln an der Erweiterung der Brust beim Einathmen nehmen. In der Sache zählt Hamberger immer noch einzelne Anhänger; die widrige Form seiner Polemik glaubte Haller damit erklären zu können, daß Hamberger ihn für den Verfasser einer in Göttingen anonym erschienenen Schmähschrift gehalten habe.

Es ist unnöthig, bei der Schilderung des Glanzes zu verweilen, den die neugegründete Hochschule durch

die Coryphäen, welche Münchhausen hier versammelte, empfieng. Haller, selbst eine halbe Facultät, war bald Mittelpunkt von Schülerkreisen aus den entferntesten Gebieten, „vom kalten Ladoga, vom Bernstein-Ufer her“, wie Haller singt, „von steiler Alpen Fuß, von Seelands heldenreichem Strande, vom reichen Dacien, von der Donau Flut“ u. s. f. Insbesondere zog Haller die Medicin Studirenden dadurch mächtig an, daß er ihnen, mit Hülfe der von Münchhausen geschaffenen Verordnungen, die damals seltene Gelegenheit gewährte, die Zergliederung menschlicher Leichen selbständig vorzunehmen. Und da man den Lehrer nach seinen Schülern zu beurtheilen pflegt, so genüge es, v. Asch, Zinn und Meckel zu nennen. Aber nicht nur in den ihm unmittelbar übertragenen Fächern schuf Haller die Grundlagen unserer heutigen Institute, nicht nur die Anatomie und der botanische Garten erhielten durch ihn die ersten Einrichtungen. Wie er im eigenen Gebiete die Anregung zu freier Forschung gab, so erkannte er auch die Nothwendigkeit, in der practischen Medicin an die Stelle der Ueberlieferung fertiger Systeme und Vorschriften die klinische Beobachtung zu setzen. Auf seinen Rath wurde im Jahre 1751 der berühmteste Lehrer der Geburtshülfe, Röderer, berufen, um nach dem Vorbilde des Straßburger Bürgerhospitals ein Entbindungshaus nebst einer Hebammenschule zu gründen. Im Jahre 1791 entstand sodann unter Professor

Fischer's Leitung, der seiner Zeit angestaunte Prachtbau, dessen wir uns noch erfreuen. Haller's Bemühungen um Errichtung einer medicinischen Klinik, die seine Uebersiedelung nach der Schweiz unterbrach, verdienen deshalb Erwähnung, weil sie zeigen, wie in diesem klaren Kopfe schon die statistische Methode vollendet war, durch deren Einführung in die Medicin sich, 60 Jahre später, Louis in Frankreich den Dank der Mitwelt erwarb. Um das Ungewisse aus der Arzneikunst zu verbannen und sie durch Erfahrung zu verbessern, hätte Haller, wie sein gleichzeitiger Biograph ausführt, beispielsweise 12 Wassersüchtige gewählt, dieselben in drei Klassen vertheilt, die eine Klasse mit Meerzwiebel, die andere mit Purgantien, die dritte mit Holzdecocten behandelt und die Ausgänge verglichen. „Möchte doch", ruft Zimmermann, „ein Magistrat, ein Fürst, ein König sich finden, dessen Sorge für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts sich in der Ausführung jener Vorschläge thätig erwiese!"

Auch als Schöpfer der physiologischen Institute, von denen das erste etwa ein Jahrhundert nach ihm an unserer Universität auftauchte, dürfen wir Haller betrachten, denn es war seine Erfindung, begabte Jünglinge, die sich zur Promotion vorbereiteten, einen schwierigen Theil der Anatomie oder eine schwierige physiologische Frage wählen zu lassen. Nur stellte er das heute nicht mehr zeitgemäße Verlangen, daß

sie zur Bearbeitung derselben zwei Winter vor sich hätten.

Zur Bildung unserer Societät gab der Professor der Philosophie, Andreas Weber, den ersten Anstoß. Die Statuten aber wurden nach Haller's Entwurf vom Curatorium genehmigt; er war vom Tage der Stiftung, 23. Februar 1751, an beständiger Präsident der Societät und blieb ihr, wie erwähnt, von seiner Heimat aus verbunden; die ersten Bände unserer Abhandlungen verdanken ihm die wichtigsten Beiträge und die Gelehrten Anzeigen, welche im Jahre 1853 unter die Aufsicht der Societät gestellt wurden, enthalten aus Haller's Feder eine staunenswerthe Anzahl Recensionen aus allen Zweigen menschlichen Wissens und Schaffens. Ich nannte ihn vorhin eine halbe Facultät; ich dürfte ihn ohne Uebertreibung eine ganze Academie nennen. Seine Mittheilungen in den Anzeigen bekunden ihn als Kenner der französischen, englischen, holländischen, italienischen, spanischen, schwedischen und dänischen Sprache; sie umfassen, neben Naturgeschichte, Mathematik und Medicin, die alte Literatur, Reisen, Landwirthschaft, Politik und Kirchengeschichte, Logik und Metaphysik. Mit der englischen Verfassungsgeschichte war er besonders vertraut; in der französischen Geschichte erwies er sich, nach Heyne's Ausspruch, als der strengste Zuchtmeister gallischer Oberflächlichkeit, und daneben konnte er, was Heyne in seiner Lobrede mit Verwunderung hervorhebt, noch Zeit ver-

wenden auf Lectüre und Kritik von verliebten Fabeln, Dramen der leichtesten Art und poetischen Spielereien.

Und nun sei, neben Haller's Verdiensten um unsere Universität, noch erwähnt, wie er sich um unsere Stadt verdient gemacht hat, der er durch freiwillige Sammlungen zu einer reformirten Kirche verhalf, während bis dahin die Reformirten auf die benachbarten hessischen Gemeinden angewiesen waren. Am 10. März wurde der Grundstein jener Kirche, dem Haller'schen Hause gegenüber, gelegt.

Indem ich mich jetzt dem dritten Theil meiner Aufgabe zuwende und die Bedeutung Haller's für die Entwicklung unserer Wissenschaft zu zeichnen versuche, bin ich noch mehr als im Vorhergehenden genöthigt, mit Auswahl zu verfahren, theils wegen der Masse des sich zudrängenden Stoffs, theils wegen der Schwierigkeit, ohne genaueres Eingehn in die besonderen Materien das Verhältniß seiner Arbeiten zu denen seiner Vorgänger zu präcisiren. Ich schweige daher von seinen botanischen, wie von seinen anatomischen Entdeckungen, von der Haller'schen Nervenschlinge und dem Haller'schen abirrenden Gefäß; ich schweige von seinen kaum übertroffenen Abbildungen der Arterien, von seinen Studien über die Bildung

des Hühnchens im Ei; ich gedenke nur mit einem Worte der räsonnirenden Cataloge, die er unter dem Namen „Bibliotheken" herausgab, eine anatomische, eine botanische und eine chirurgische in je zwei Bänden, eine medicinisch-practische in vier Bänden, in welchen 30000 Bücher mit kurzer Inhaltsangabe aufgezählt werden, von denen der Verfasser mit Bedauern eingesteht, nur 4000 selbst gelesen zu haben. Auch auf sein Handbuch der Physiologie werfe ich nur einen flüchtigen Blick, auf ein Werk, welches, indem es die Arbeiten von Jahrhunderten sammelt und sichtet, die alte Zeit abschließt und zugleich die Grundlage der neuen wird. Alle diese Leistungen verschwinden neben der auf neue Beobachtungen gegründeten neuen Theorie, die sein Schüler Zimmermann 1751 in einer Dissertation verkündete, die dann der Meister selbst in einer Reihe von Schriften weiter ausgebildet und siegreich vertheidigt hat und die, in allerdings veränderter Fassung, auch uns noch den Schlüssel zur Erklärung der merkwürdigsten Lebenserscheinungen liefern muß. Es ist die Haller'sche Irritabilitätslehre, deren Anfänge und Entwicklung und deren Einfluß auf die Gestaltung der organischen Naturwissenschaften ich Ihnen in Fracturzügen vorzuführen versuche.

Harvey hatte (1630) den Kreislauf des Blutes entdeckt und in den rhythmischen Zusammenziehungen des Herzens die Ursache ermittelt, die die Bewegung des Blutes durch die Gefäße unterhält. Ueber die

Ursache der Zusammenziehungen des Herzens waren mancherlei Hypothesen aufgetaucht und untergegangen, als Haller die Zuckungen am ausgeschnittenen Herzen beobachtete und mit dem Namen Irritabilität die Eigenschaft des Muskelfleisches bezeichnete, sich auf Berührung und auf Application chemischer Substanzen zu verkürzen. Es galt nun, und dies war die Arbeit Haller's und seiner Schule, die verschiedenen Organe des thierischen Körpers auf ihre Irritabilität oder ihr Zusammenziehungsvermögen zu prüfen. Hierbei ergab es sich, daß die Berührung mancher Gebilde, namentlich der Nerven, die sich nicht zusammenziehn, den Thieren Schmerzensäußerungen entlockt. Die auf Berührung zuckenden Theile schmerzen nicht, die auf Berührung schmerzenden Theile zucken nicht; diesen Gegensatz darzulegen, auf Grund desselben die Theile systematisch zu sondern, dies war die Aufgabe des abschließenden Werks über „Die irritabeln und sensibeln Theile", mit welchem Haller im Jahre 1756 hervortrat.

Der Einfluß dieser Entdeckungen und Betrachtungen auf Physiologie und Medicin kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er machte sich nach zwei Richtungen geltend.

Zunächst bereitete die Haller'sche Lehre die Wissenschaft vor, die wir heutzutage mit dem Namen der allgemeinen Anatomie oder Gewebelehre bezeichnen. Ueber die Glieder oder Organe hinweg, die bei jeder

Thiergattung nach Ernährungs= und Lebensweise verschieden sind, richtete sie das Auge des Forschers auf die bei allen Thieren wesentlich gleichförmigen Materialien, aus welchen die Organe sich zusammensetzen und auf welchen die Kräfte der Organe beruhen. Der practischen Medicin erwuchs aus diesen Anschauungen die Frucht, daß sie die Aehnlichkeiten in den Krankheiten differenter Körpertheile verstehen und auf die unzugänglicheren die Erfahrungen anwenden lernte, die sie an den zugänglicheren gemacht hatte. Was ist verschiedener in Form, Lage, Zweck und Gebrauch, als Nase und Magen? und dennoch giebt es, wie heute Jedermann weiß, einen Katarrh des Magens, der dem Katarrh der Nase in Verlauf und Erscheinungen verwandt tst, weil die Haut, die die innere Oberfläche bildet, in beiden Organen ähnliche Structur besitzt, nur daß dort der Appetit, hier der Geruch leidet.

In einer noch näheren Beziehung zur Haller'schen Lehre steht aber der Begriff der Reizbarkeit, die fortan als das unterscheidende Merkmal, ja als die Grundkraft alles Lebendigen an der Spitze jeder medicinischen Theorie erscheinen sollte. Daß die Sensibilität eine Lebensäußerung sei, verstand sich von selbst; nur lebende Geschöpfe empfinden und äußern Empfindung. Aber auch die Irritabilität, das Vermögen der Muskeln, sich zu verkürzen, lehrte Haller als eine dem Leben eigenthümliche Kraft erkennen. Sie

ist verschieden von der Elasticität, dem Zusammenziehungsvermögen, welches auf der physikalischen Anordnung der Materie beruht, denn elastisch können auch todte Körper sein; die Irritabilität aber, das Zusammenziehungsvermögen der Muskeln, erlischt mit dem Leben.

Also sind, das war die erste Consequenz dieser Auffassung, Sensibilität und Irritabilität als Eigenschaften an besondere lebende Substanzen gebunden, ebenso wie Farbe, Härtegrad u. s. f. an unorganische oder todte. Der zweite Schritt aber deckte einen bemerkenswerthen Unterschied auf: die Eigenschaften der todten Materien, Härte, Farbe, Geruch, offenbaren sich unseren Sinnen jederzeit und ohne Weiteres; wenn aber die Lebenseigenschaften einer organischen Materie, Empfindung, Zusammenziehung, sich äußern sollen, so bedarf es einer Anregung; das Anregende nannte man Reiz, seine Wirkung Reizung, die Fähigkeit, durch Reize erweckt zu werden, Reizbarkeit. Man erweiterte die Haller'sche Erregbarkeit der Muskeln und Nerven zu einer allgemeinen Lebenseigenschaft. Todte Körper, sagte man, übertragen einander ihre eigenen Zustände, theilen einander einen Stoß mit, verbinden sich zu einem neutralen Dritten; Lebende werden durch Einwirkungen jeder Art, durch Druck, Säure, electrischen Strom, nur dazu veranlaßt, gleichsam eine Probe der Gaben abzulegen, mit denen die Natur sie ausgestattet hat. Die Lebenskraft schlum=

mert und muß geweckt werden; was sie aber im wachen Zustande leistet, ist nicht sowohl eine Folge der Reize, als eine Aeußerung der Selbstherrlichkeit des Organismus. Es kam dahin, daß man diesen Lebensäußerungen, Schmerzen, Zuckungen, dem Fieber und ähnlichen Zuständen die Tendenz zuschrieb, sich gegen den Reiz zu wehren, den Reiz zu entfernen, sich dem Reiz gegenüber zu behaupten.

Die Floskeln dieser physiologisch=poetischen Theorien schweben heute noch in der Luft: an jedem Krankenbett hören Sie und glauben Sie vielleicht zu sehn, wie die Natur sich gegen die Krankheit vertheidigt; die Krämpfe des Sterbenden, die Folgen der beginnenden Zerstörung, gelten als Auflehnung des Lebens gegen den Tod.

Ich spreche von späteren Consequenzen der Irritabilitätslehre. Haller, so sehr er Dichter war, hätte dieselben nicht gezogen. Sein Bemühen war darauf gerichtet, die Vorgänge des Lebens so weit als möglich aus der Herrschaft der Gesetze abzuleiten, denen die Materie in der anorganischen Natur unterworfen ist. Darin folgt ihm die ernüchterte Physiologie unserer Tage. Sie hält einstweilen für unerklärt, was sich nicht als Wirkung physikalisch=chemischer Kräfte erklären läßt, und sie ist weit entfernt, den resignirten Forscher Philister zu schelten, der es aussprach, daß:

„In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wann sie noch die äußre Schale weist."

Und so ist auch jetzt die Controverse über die Haller'sche Irritabilität in engere Grenzen eingedämmt: So lange wir leben und unsere Muskeln gebrauchen, ist der gewöhnlichste Reiz derselben unser eigener Wille. Der Wille, der vom Gehirn aus wirkt, gelangt zu den Muskeln durch Vermittlung der Nerven. Nerven sind aber auch noch in dem ausgeschnittenen Muskel enthalten und wenn also der ausgeschnittene Muskel auf Berührung, Galvanismus u. s. f. zuckt, so fragt es sich, ob auch in diesem Falle der Reiz durch Vermittlung der Nerven gewirkt oder ob er die Muskelfaser unmittelbar ergriffen habe. Das selbständige, vom Nerven unabhängige Zusammenziehungsvermögen des Muskels versteht man heute unter Haller'scher Irritabilität, und um sie zu bestätigen oder zu widerlegen, wird auch jetzt noch Jahr für Jahr eine Summe der feinsten und scharfsinnigsten Experimente in's Feld geführt.

Wenn dieser verhältnißmäßig einfache Gegenstand so viel Arbeit in Anspruch nimmt, so darf man sich nicht wundern, daß Haller mit den Resultaten seiner so Vieles umfassenden Thätigkeit nicht zufriedener war. In einer seiner letzten Vorreden bittet er die Nachwelt, ihm zu verzeihen, daß er nicht weiter vorgedrungen sei und so Manches unvollendet gelassen habe; er bittet, seinen Willen anzuerkennen und die menschliche Schwäche nachsichtig zu entschuldigen. Die Nachwelt verzeiht ihm nicht nur, sie blickt bewundernd an ihm hinauf und während

er in Bescheidenheit um Nachsicht bittet, ruft der Bruchtheil Nachwelt, dem auf seinen Spuren zu wandeln verliehen ist, mit gerechtem Stolz das Goethe'sche

„Er war unser!“

Johann Matthias Gesner

und

Christian Gottlob Heyne.

Von

Hermann Sauppe.

Gestatten Sie mir, die Gestalten zweier Männer so lebendig und wahr, als ich vermag, Ihnen vorzuführen, welche die Bedeutung unserer Universität mit begründet und in segensreicher Thätigkeit zu ihrem Ruhme wesentlich beigetragen haben. Es ist ein Zeitraum von 80 Jahren, über den sich diese Wirksamkeit erstreckte. Denn Johann Matthias Gesner war unter den Ersten, welche der große Minister Gerhard Adolf v. Münchhausen an die neue Anstalt berief, bestimmt, ein neues Leben deutschem Geiste und deutscher Wissenschaft zu erwecken; er blieb ihr treu bis zu seinem Tode 1761. 1763 folgte ihm Christian Gottlob Heyne in der Professur der Philologie, und an 50 Jahren angestrengter Thätigkeit für das Wohl der Universität fehlte nur eines, als er 1812 starb. In einer Darstellung hab' ich sie zu verbinden gesucht, nicht nur weil sie in ihren äußern Schicksalen

manches Aehnliche haben, sondern weil sich die Richtung ihres Wirkens, die Art ihres Einflusses auf die Entwicklung der Philologie und damit des geistigen Lebens überhaupt in Deutschland bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch in den Grundzügen als dieselbe erweist.

Gesner war am 9. April 1691 in dem Städtchen Roth an der Rednitz, südlich von Nürnberg, im Ansbachischen geboren, der Sohn des Stadtpfarrers. Dieser starb früh und ein Stiefvater sorgte zwar treu und liebevoll für ihn, aber da es viele Geschwister waren, lebte Gesner doch auf dem Gymnasium in Ansbach und seit 1710 auf der Universität in Jena in äußerster Dürftigkeit. Oft lebte er mehrere Tage von einigen Aepfeln, die er sich für die letzten sechs Pfennige seiner Baarschaft kaufte. Aber Nichts vermochte seine Heiterkeit zu trüben. Hoffnung trug ihn, wie in seinem ganzen Leben, über die unfreundliche Gegenwart hinüber; wenn eine Hoffnung fehlschlug, so war sein Trost, daß er sich doch in ihrem Scheine gesonnt habe, und er begann von neuem zu hoffen. 1712 trat er in das Haus des berühmten Professors der Theologie Buddeus ein und wurde bald aus dem Lehrer des Sohnes der Freund des Vaters. Schon 1714 erschien seine Abhandlung über die dem Lukian zugeschriebene Schrift „Philopatris“, 1715 seine Pädagogik „Institutiones rei scholasticae“. Während jene seinen kritischen Scharfblick und seine Kenntniß des Griechischen in einer für die damalige Zeit in Deutschland bewun-

dernswerthen Weise zeigt, lassen in der andern Reife des Urtheils und reiche Fülle gesunder, weittragender Gedanken den klaren Verstand und seinen gewissen Geist erkennen, der auch ohne Erfahrung das Richtige erfaßt und neue Wege zeigt. Eben wollte er seine Vorlesungen über Pädagogik beginnen und ein pädagogisches Seminar begründen, als er Ostern 1715 Conrector am Gymnasium in Weimar wurde.

Versuchen wir es, seine Schulgeschäfte, den immer vertrauteren Umgang mit dem feingebildeten Herrn v. Marschall genannt Greiff, seine Thätigkeit in der bedeutenden herzoglichen Bibliothek und Münzsammlung, die er ordnete und catalogisirte, seine schriftstellerischen Arbeiten, die „Chrestomathia Ciceroniana“ und „Pliniana“ und die Bearbeitung des Faber'schen „Thesaurus eruditionis scholasticae“, ferner das stillzufriedene, innige Familienleben mit Frau und Kindern — versuchen wir dies in ein Bild zu vereinigen, so erkennen wir den in aller Dürftigkeit der äußeren Lage glücklichen Mann, der in treuer und freudiger Pflichterfüllung zufrieden größerer Zukunft entgegenwächst. Rufe zur Uebernahme des Direktorats nach Heilbronn, Gotha und Dresden lehnte er ab. Als jedoch 1728 Ernst August, ein sehr begabter, aber leidenschaftlicher Mann, mit seinem Regierungsantritt Marschall v. Greiff, den Hofmarschall seines Oheims und Vorgängers Wilhelm Ernst, beseitigte und, um diesen um so empfindlicher zu kränken, auch Gesner

Bibliothek und Münzsammlung nahm, entschloß er sich, Ostern 1729 das Direktorat in Ansbach zu übernehmen.

Schon im Herbst 1730 ging er indeß als Rektor der Thomasschule nach Leipzig und es waren inhaltreiche vier Jahre, in denen er hier, unterstützt von Amtsgenossen wie Johann August Ernesti und Johann Sebastian Bach, die verrottete Zucht herstellte, die Unterrichtsweise vollkommen umgestaltete, die ganze Anstalt mit freudigem Leben erfüllte. An der wohlthuenden Wärme, mit welcher 30 Jahre später Ernesti, nach Gesner's Tode, dessen Leben schildert, fühlen wir, welch tiefen und nachhaltigen Eindruck Gesner's ganze Thätigkeit und Persönlichkeit gemacht hatte. Was er 1735 in der Vorrede zu einer Ausgabe des Livius über den Unterschied statarischen und cursorischen Lesens aussprach, daß nur anfangs ein kleines Stück des Schriftstellers langsam behandelt und durch sorgfältige Erklärung des Einzelnen auf die Eigenthümlichkeit in Sprache und Inhalt hingewiesen, dann aber rasch nach einander so viel als möglich gelesen werden solle, um dem Schüler ein Bewußtsein des Ganzen, sprachliche Erfahrung und sachliche Kenntnisse zu geben, das hatte er in Leipzig durch eigene Uebung bewährt gefunden. Und die „Chrestomathia graeca“, die er damals herausgab, erweckte, wie der sonst so bescheidene Mann noch kurz vor seinem Tode mit freudigem Stolze ausspricht, in

Deutschland ganz eigentlich erst wieder das Studium des Griechischen.

So ist es erklärlich, das sich Münchhausen's Augen bei der Gründung der Göttinger Universität zuerst mit auf ihn richteten, dessen Schriften allgemein als trefflich anerkannt waren, mit dem sich Tiberius Hemsterhuis, der große, bewunderte Philolog in Leyden, zur Bearbeitung des Lukian verbunden hatte. Im Sommer 1734 kam Gesner als Professor der Poesie und Beredtsamkeit nach Göttingen. Freilich erhielt er nur 700 Thaler, weniger als in Leipzig, — einen Gehalt, der bis zu seinem Tode der gleiche blieb, obgleich er auf den Wunsch Münchhausen's mehrfach Gelehrte für bedeutend höhere Summen, Johann August Ernesti für 1400 Thaler, der Universität zu gewinnen suchte; — so hatte er doch das Bewußtsein, daß er erst in akademischer Thätigkeit volle Gelegenheit nach dem, was ihm an geistiger Kraft verliehen sei, zu wirken und zu nützen finden könne.

Und er fand, was er hoffte. Neben Mosheim und Haller war es Gesner, der am meisten zum raschen Aufblühen der Universität beitrug, und die wichtigen Anstalten, die er schuf, sind noch immer in voller Wirksamkeit. Denn er war es, der die Bibliothek gründete und bei seiner umfassenden Gelehrsamkeit und Bücherkenntniß mit rastloser Thätigkeit bis an seinen Tod vermehrte. Fast jede Woche gingen Paquete von Katalogen deutscher und ausländischer Auk-

tionen, in denen er die für die Bibliothek wünschenswerthen Werke bezeichnet hatte, an Münchhausen nach Hannover. Sorgfältige Kataloge und außerordentliche Liberalität erleichterten und förderten die Benutzung. Gesner selbst war unermüdlich, denen, die sie benutzen wollten, die nöthigen Nachweise zu geben und angesehene Fremde in ihr herumzuführen, um ihr Freunde zu gewinnen, Verbindungen, die ihr nützlich werden könnten, anzuknüpfen, und den Ruf der Universität zu mehren. Es darf daher wol auffallen, daß unter all den Büsten und Bildern, die sie schmücken, gerade ihr Begründer noch immer fehlt. Die zweite Anstalt, die Gesner ihre Entstehung verdankt, ist das philologische Seminar, in dessen Errichtung Göttingen allen deutschen Universitäten vorangieng und Vorbild geworden ist. Durch dasselbe begründete er ganz eigentlich das Studium der Philologie als selbständiger Wissenschaft, durch dasselbe wurde es ihm möglich, zugleich tüchtige Lehrer für die Gymnasien heranzubilden. Nur solche Studierende, die durch eingereichte Arbeiten Begabung und Kenntnisse nachgewiesen hatten, fanden Aufnahme. In dieser reichen Thätigkeit fand er so volle Befriedigung, daß er mehrmals glänzende Berufungen in andere Wirkungsweise ablehnte, selbst die Aufforderung, die oberste Leitung des ganzen Schulwesens in den brandenburgisch-preußischen Landen unter Bedingungen zu übernehmen, die er selbst feststellen sollte.

Zu seiner amtlichen Thätigkeit fügte Münchhausen's Vertrauen auch noch die Aufsicht über sämmtliche Gymnasien der braunschweig-lüneburgischen Lande, und für sie arbeitete er die 1738 erschienene Schulordnung, in der die Einrichtung des Unterrichts nach Inhalt und Methode, die Führung der Disciplin, der stete Zusammenhang mit dem philologischen Seminar in Göttingen, in klarer und bündiger Weise festgestellt werden. Auch besuchte er die einzelnen Anstalten von Zeit zu Zeit, bisweilen von seiner Frau begleitet, besonders Ilfeld, für welches er 1749 eigene Gesetze verfaßte und herausgab. Aber die verschiedenen Stadtmagistrate, auch nicht wenige von den Rektoren, die in alter Gewöhnung sich Gesner's Neuerungen nur widerwillig oder nicht fügten, erschwerten ihm diese Wirksamkeit bedeutend, und erst allmählich durch seine Schüler und durch die Kraft der Wahrheit brachen sich die von ihm ausgesprochenen Ansichten Bahn.

1739 begründete er in seinem Hause eine deutsche Gesellschaft, die sich alle Sonnabende versammelte, um Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der bis dahin so vernachlässigten Muttersprache zu erlangen. Professoren, Studenten und andere gebildete Männer nahmen an den Uebungen Theil: Gesner selbst beklagt es, daß er zu spät sich in deutscher Darstellung auszubilden begonnen habe und deshalb sich die Gewandtheit und kunstvolle Form nicht mehr anzueignen vermöge, deren Mangel er selbst sehr wohl erkenne.

1751 wurde auf Haller's Anregung die Societät der Wissenschaften begründet und Gesner, das erste Mitglied der historisch-philologischen Klasse, übernahm nach Haller's, des Präsidenten, Weggang nach Bern 1753 das Direktorat, erst in jährlichem Wechsel mit Hollmann, 1761 allein.

Fügen wir nun zu all dem Erwähnten noch die Menge seiner regelmäßigen Vorlesungen über eine Reihe griechischer und lateinischer Dichter und Prosaiker, über die verschiedenen Theile der griechischen und römischen Alterthümer, über seine Grundzüge einer Einleitung in die allgemeinen Wissenschaften, d. h. Geschichte, Philologie und Philosophie, ferner über Pädagogik, Rhetorik und lateinischen Stil, so erstaunt man, wie er noch zu schriftstellerischer Thätigkeit Zeit und Kraft fand. Und doch war diese eine höchst bedeutende. Eine Anzahl zum Theil sehr umfangreicher Schriftsteller gab er mit ausführlichen Erläuterungen heraus, die römischen Schriftsteller über den Landbau, Plinius den Jüngeren, Quintilian's großes Werk über die Bildung des Redners, Lukian's Schriften in Verbindung erst mit Tiberius Hemsterhuis, dann mit Johann Friedrich Reitz, Horatius, Claudianus, die orphischen Gedichte. Ferner arbeitete er sein großes lateinisches Lexikon aus, den „Novus linguae et eruditionis romanae thesaurus", der 1747 und 1748 in vier großen Foliobänden, über 700 Bogen stark, erschien und noch jetzt vorzüglich wegen der sorgfältigen Be-

rücksichtigung der Sachen seinen eigenthümlichen Werth hat. Dazu kommt eine große Anzahl von akademischen Reden oder Gelegenheitsschriften und von Abhandlungen für die Societät der Wissenschaften des mannichfachsten Inhaltes. Natürlich sind sie von ungleicher Bedeutung, zum Theil aber haben sie, wie die über den heraklitischen Gehalt der Schrift des Hippokrates *περὶ διαίτης*, erst in neuerer Zeit volle Anerkennung gefunden. Nur die außerordentliche Leichtigkeit und Raschheit seines Arbeitens, die alle bezeugen, welche ihm näher standen, erklärt es, wie er zu Allem Zeit fand.

Nichts vermochte die heitere Klarheit seines frommen, treuer Pflichterfüllung bewußten Geistes zu stören. Immer war er unter Kollegen, wie im Verkehr mit den vornehmsten Kreisen, des Grafen Hardenberg, des späteren Ministers v. Bähr, der willkommene und geistreiche, anregende Gesellschafter, dessen feinen, würdigen Formen man nichts vom Staube des Schulmanns und Professors anmerkte. Daher wurde er auch öfter von der Universität zu Sendungen in gemeinsamen Angelegenheiten gebraucht, wie noch im Sommer 1760 an den Prinzen Xaver von Sachsen, der als Oberbefehlshaber des französischen Heeres sein Standquartier in Dransfeld hatte.

Aber am wohlsten war es ihm doch im stillen Frieden seines Hauses (des jetzigen zoologischen Museums, wie ich von Wilhelm Grimm weiß, dessen

Gattin Gesner's Urenkelin war). Gesner's Frau, Caritas, Tochter des Pfarrers Eberhard in Amt Gehren bei Ilmenau, stand ihm liebend und treusorgend zur Seite, eine treffliche Hausfrau und Mutter, geweckten Geistes und immer heiteren Sinnes. Wie Gesner sie achtete und liebte, zeigen am schönsten seine Worte, als sie wenige Monate vor seinem eigenen Tode starb. „Wenn eines allein bleiben mußte", sagte er, „so will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre." Beider Freude waren ein Sohn und eine Tochter, welche die Eltern selbst allein unterrichtet hatten. Der Sohn studierte hier und in Leyden Medicin und wurde noch bei Lebzeiten des Vaters Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen. Die Tochter heirathete früh den Professor der Medicin Huber, der, wie Sie vor acht Tagen hörten, von Münchhausen zum Trost für Haller aus Basel hierher berufen worden war, aber schon 1742 als Leibarzt nach Kassel gieng. Bald trat eine Tochter von ihr in das Haus der Großeltern ein, und wie einst Gesner in Weimar mit der einen Hand geschrieben, mit der andern die Kinder gewiegt hatte, so sang er auch jetzt der Enkelin vor, erzählte ihr Fabeln, dachte für sie eine neue Art, das Lesen zu lernen, aus und lehrte sie Latein, so daß sie sich lateinisch mit dem Großvater unterhalten und für ihn den Index zu der Ausgabe des Horaz machen konnte.

Aber liebevolle Anhänglichkeit und Theilnahme reichten bei dem oft wol zornig aufbrausenden, doch immer rasch sich fassenden und zu der ihm eigenen Milde zurückkehrenden Manne weit über die Kreise der Familie hinaus. Armer Studierender nahm er sich, der Noth der eigenen Jugend eingedenk, nach Kräften an und auch aus eigenen Mitteln gab er ihnen oft, fast über seine Kräfte: fast immer hatte er mehrere an seinem Tische. Erst, als er Prorektor war, vermochten ihn die Hinweisungen seiner Kollegen auf das, was er den übrigen Professoren gegenüber zu thun schuldig sei, die Honorare für seine Vorlesungen regelmäßig einzufordern. Innige Freundschaft verband ihn bis zu seinem Tode mit Ernesti, unter den Collegen mit Michaelis und vielen Anderen; achtungsvolle und durch unbedingtes Vertrauen erwiederte Anhänglichkeit bewahrte er Münchhausen, der ihn über alle wichtigeren Angelegenheiten der Universität befragte. An allen seinen Schülern aber, namentlich den Mitgliedern seines Seminars, nahm Gesner warmen Antheil und förderte sie, wie er konnte. Oft traten ihm die Thränen in die Augen, wenn er Gutes von einem hörte; dann pflegte er wol lächelnd in Erinnerung an eine Jugendgeschichte zu sagen: „Das ist der Herr Vetter.“ Ein alter Mann, den er einst in der Kirche zu Ansbach heftig weinen sah, hatte ihm auf seine theilnehmende Frage, warum er so weine, geantwortet: „Ach der

Herr Vetter ist von der Universität zurück und predigt heute." Damals hatte er die Antwort nicht begreifen können.

Erst die Schrecken des siebenjährigen Krieges, die Unruhe und Noth, die damals über Göttingen kamen, störten die friedliche Ruhe seines Lebens, so rücksichtsvoll auch die französischen Befehlshaber gerade ihn behandelten. Nach dem Urtheil der Aerzte hatten die schlechten Lebensmittel seiner Gesundheit wesentlich geschadet. Gott ergeben, glücklich noch, die Ausgabe der „Orphica" auf dem Krankenbett vollendet zu haben, verschied er am 3. August 1761, wenige Monate nach Vollendung seines siebzigsten Jahres; gerade 27 hatte er an unserer Universität gewirkt.

Nicht allein in Deutschland betrauerte man seinen Verlust: denn nicht hier nur galt er als der Erste seines Faches, als einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit überhaupt, sondern ebenso viel galt er im Ausland. Der geistreiche Archäolog, Cardinal Quirini in Rom, stand mit ihm in vertrautem Briefwechsel, der gelehrte englische Arzt Askew sagte bewundernd über ihn zu Ernesti: „Talem neminem vidi". Und David Ruhnken's Bitten verdanken wir den schönen, für den Geschilderten und den, der schildert, gleich ehrenvollen Brief Johann August Ernesti's über Gesner's Leben und Charakter.

Was war es denn aber, was ihm und durch ihn der Universität so hohe Ehre erwarb? Waren es

nur das reiche Wissen, der gewandte, in witzigen und feinen Wendungen immer bereite Geist, die Liebenswürdigkeit seines Wesens, die treue, unermüdliche Hingebung in Allem, was der Universität und den einzelnen Studierenden nützen konnte? Gewiß, alle diese Eigenschaften fanden sich in ihm, und nicht nur die Zeitgenossen, auch wir Nachkommen wären durch sie zu dankbarem Andenken verpflichtet, denn — die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, sein Beispiel wirkt unwillkürlich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Aber seine Bedeutung war doch eine größere. Er hat die Methode des Unterrichts auf den Gymnasien umgestaltet und der Philologie in Deutschland neue Bahnen gewiesen, damit aber wesentlich dem Aufschwung des geistigen Lebens, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in unserm Vaterland begann, vorgearbeitet und den sicheren Grund bereitet.

So hohe Verdienste sich die Reformatoren um die Gründung und Einrichtung der Gymnasien erworben hatten, so traten doch die classischen Studien hinter die theologischen zurück, je mehr die Reformation alle Geister ergriff und beschäftigte. Noch ungünstiger gestaltete sich das Verhältniß in den dogmatischen Streitigkeiten, die der großen Zeit der geistigen Bewegung folgten, denn auch sie nahmen denselben Vorrang in Anspruch. Dazu kam die Noth des dreißigjährigen Krieges, der, wie den äußeren Wohlstand, so

das geistige Leben Deutschlands in vielen Gegenden vernichtete, überall auf das tiefste schädigte. So war ein trauriger Mechanismus in den ganzen Unterricht gekommen: wie früher, wurde auch jetzt fast nur Lateinisch gelehrt, im Griechischen Paläphatus, Kebes, Epiktet, das Neue Testament, Plutarch über Erziehung, höchstens etwa ein Buch Odyssee gelesen. Die Lehrer waren Theologen und betrachteten die Gymnasialstellung nur als die dürren Jahre, die sie vor der Erlangung einer Pfarre zu ertragen hätten, ein Studium der Philologie gab es nicht. Auch der Unterricht im Lateinischen bestand meist Jahre lang im Auswendiglernen und Einüben von Formen, ehe der Schüler an irgend einen Schriftsteller kam, und wenn man wirklich an einen solchen gieng, so schien man an alles Andere eher bei den vielen Bemerkungen, die man machte, zu denken, als an die Auffassung dessen, was der Schriftsteller gesagt, und die Bildung des Geistes durch ihn. Zu frühes Ueben im Schreiben des Lateinischen unter der Leitung unkundiger oder halbkundiger Lehrer führte zu einem Stil, in dem wenig mehr von wahrer Latinität zu erkennen war. Es ist sicher ein Beweis für die unzerstörbare Kraft, die in der Erlernung der alten Sprachen und der Beschäftigung mit den Griechen und Römern, in dem nicht dem unmittelbaren Nutzen dienenden Wesen dieses Unterrichts liegt, daß sich unter so trüben Verhältnissen dennoch in den Gymnasien ein Zug zu höherem

geistigen Leben erhielt. Man fühlte auch das Verkehrte der eingetretenen Zustände längst, und mehrfach hatte sich schon das entgegengesetzte Streben geltend gemacht, die Classiker zu beseitigen und neuere Latinisten, theologische, juristische, physikalische Compendia beim lateinischen Unterricht zum Grunde zu legen, um unmittelbar für den Beruf vorzubereiten. Diesem Unwesen gegenüber übten Gesner's „Institutiones rei scholasticae" und die Durchführung der hier ausgesprochenen Ansichten in seiner weimarischen, ansbachischen und leipziger Wirksamkeit, die Verbreitung derselben durch seine Stellung zu den braunschweig-lüneburgischen Schulen und durch seine zahlreichen Schüler einen höchst wohlthätigen Einfluß. Er verlangte, daß die Schüler, nachdem sie nur die nothwendigsten Formen gelernt, sofort zum Lesen der Schriftsteller geführt werden und durch dies die Gesetze der Sprache lernen sollten, daß viel und zwar solches gelesen werde, das durch seinen Inhalt die Sachkenntnisse der Schüler zu vermehren, ihren Geist mit großen Gedanken zu erfüllen, ihren Gesichtskreis zu erweitern und ihren Geschmack, ihr Gefühl für alles Edle und Gute zu wecken geeignet sei, daß eine Schrift rasch nach einander vollendet werde, um sie auch als Ganzes auffassen zu können. Er verlangte ferner, daß neben dem Lateinischen ebenso das Griechische tüchtig getrieben, daß auch sorgfältige Beschäftigung mit der Muttersprache in den Unterricht aufgenommen werde,

daß Mathematik und Physik die nöthige Berücksichtigung finden. Alles dies sind berechtigte Forderungen, denen entweder seitdem die Gymnasien entsprochen haben oder nur zu eigenem Nachtheil nicht entsprechen.

Gesner war es aber auch, der zuerst das Studium der Philologie als selbständiger Wissenschaft in Deutschland begründete. Nach den großen Tagen Melanchthon's und seiner Schüler waren die Philologen in Deutschland ausgestorben; wer sich etwas leisten zu können getraute, ging nach Holland, wo sie in voller Blüthe stand. Gesner aber zeigte sich gleich durch seine erste Jugendschrift als selbständigen Forscher und als feinen Kenner der damals in Deutschland ganz vernachlässigten griechischen Sprache.

Und nicht allein, daß er sich bald in der Kenntniß beider alten Sprachen den großen Holländern ebenbürtig zeigte und wie sie Vertrautheit mit Geschichte und Alterthümern unzertrennlich von der Beschäftigung mit der Sprache erachtete, die Kunst der Erklärung hat er ganz eigentlich erst geschaffen. Mit jedem neuen Schriftsteller, den er herausgiebt, sehn wir seine Methode sich befestigen und abklären, bis sie in der klassischen Ausgabe der Gedichte Claudian's ihre Vollendung erreicht. Die Grundsätze, die er hier aufstellt und befolgt, keiner Schwierigkeit des Schriftstellers aus dem Wege zu gehen, wo dem Erklärer etwas unverständlich bleibt, es offen und wahr zu be-

kennen, aber auch nie, weder über Sprachliches, noch über Sachen, mehr zu bemerken, als zum Verständniß einer Stelle nöthig ist, diese Grundsätze sind sein Eigenthum' und bleiben die Gesetze richtiger Erklärung für alle Zeit. Allerdings tritt die Kritik in seinen Ausgaben zu sehr zurück. Obgleich er auch in dieser Beziehung früher Bedeutendes geleistet hatte, empfand er doch in späterer Zeit Scheu vor dem Antasten des Gegebenen, vor jeder Aenderung; zu oft, sagt er in der Vorrede zu Horaz, habe er sich später überzeugt, daß Vermuthungen, die früher nicht nur ihm als richtig erschienen, sondern auch den entschiedenen Beifall Anderer gefunden, unnöthig, also unrichtig seien. Mit den Jahren wuchs diese ehrfurchtsvolle Scheu vor der Ueberlieferung. Sie hat seinen Blick namentlich bei den „Orphica“ getrübt, die er, das Erzeugniß später Jahrhunderte, in homerische Zeiten setzen möchte. Aber auch Ruhnken, ein Meister der Kritik, war fast derselben Ansicht über diese Dichtungen, und dürfen wir uns überhaupt wundern, wenn Gesner, der so Großes geleistet, in dieser Beziehung die Schranken, die jedem Geiste gesetzt sind, zu überschreiten nicht vermochte?

Sicher ist, daß seine Weise, die Alten zu behandeln, die Schüler der Gymnasien mit Liebe zu denselben erfüllte und frisches Leben in ihnen entzündete, daß Griechen und Römer durch ihn wieder über die Grenzen der Zunft in die Kreise der Gebildeten einzogen

und still die Saat ausstreuten, aus der das neue Leben des deutschen Geistes emporwuchs*). —

Ich gehe zu Heyne über. Im Jahr 1754 konnte man in der großen und glänzenden Bibliothek des Reichsgrafen Brühl zu Dresden häufig zwei junge Männer sehn, beide unscheinbar und ärmlich, den einen unersättlich im Bücherfordern, den andern bei aller Dienstfertigkeit ärgerlich der Gier des ihm kaum dem Namen nach Bekannten zu genügen bemüht. Wer konnte ahnen, daß beide binnen zwei Jahrzehnten von ihrem Zeitalter weithin durch die Lande bewundert werden, daß sie im dankbaren Gedächtniß kommender Geschlechter unvergänglich fortleben würden? Der Bücher Fordernde war Johann Jakob Winckelmann, der ärmliche Bibliothekskopist Christian Gottlob Heyne.

Nur mit tiefer Wehmuth rufen wir uns den Kampf mit der bittersten Dürftigkeit, häufig genug buchstäblich mit dem Verhungern, ins Gedächtniß, den Heyne von frühesten Kindestagen bis zu seiner Berufung nach Göttingen zu bestehen hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Noth und Gedrücktheit jener Zeit einen Schatten in seinem Geiste zurückließen, wir erklären uns daraus die Bitterkeit und Menschen-

*) Wenn hier Manches aus einem früheren Vortrag (Weimarische Schulreden, S. 57—76) wiederholt ist, so wird dies keiner Entschuldigung bedürfen.

verachtung, die immer wieder einmal aus dem gewöhnlich so milden und menschenfreundlichen Gemüth hervorbricht.

Heyne war am 25. September 1729 zu Chemnitz geboren. Sein Vater, ein armer Leinweber, vermochte Tag und Nacht arbeitend kaum seinen Kindern das trockene Brod zu erwerben, oft rang die Mutter die Hände und weinte, wenn sie Sonnabends nach Hause kam, ohne die Arbeit des Mannes verkauft zu haben, und nun selbst das Brod nicht kaufen konnte. Wenn dann die ältere Schwester und Heyne barfuß herum liefen, um die Arbeit des Vaters um ein paar Groschen billiger anzubieten, da wuchs in seinem Herzen Zorn über die Reichen und Haß gegen die Menschen heran.

In der Vorstadtschule kam er rasch vorwärts, aber den Groschen wöchentlich für eine Privatstunde, um etwas mehr zu lernen, hatten die Eltern nicht, endlich zahlte ihn sein Pathe, ein Bäcker. Sein Vater wollte, daß er Weber werde und ihn in der Ernährung der Familie unterstütze, aber er sehnte sich auf das Gymnasium, und ein zweiter Pathe, ein Pfarrer Seydel, verstand sich den Gulden Quartalgeld zu übernehmen und ihm den blauen Mantel der Gymnasiasten anzuschaffen. Dafür peinigte er den Knaben mit lateinischem Versemachen und man begreift kaum, wie Heyne, der hier nur immer Unzufriedenheit fand, zu Hause scheele Gesichter sah, daß er nichts verdiene, die

Bücher für den Unterricht, da er sie nicht kaufen konnte, selbst abschreiben mußte, Lehrer ohne ordentliche Kenntnisse und anregende Kraft hatte, auszudauern vermochte und, freilich unordentlich, ohne Zusammenhang und Gründlichkeit, doch allerlei zu lernen möglich machte. Geld für seine Lampe und zu einem kleinen Zuschuß in die Haushaltung, um nicht als unnützer Zehrer gescholten zu werden, verschafften ihm einige Privatstunden, einige derselben zugleich den einzigen Trost, den er fand, bisweilen in eine gebildetere Familie zu kommen. Zutrauen zu sich selbst gewann er erst, als einst bei dem Examen auf die Frage des Scholarchen, welches Anagramm man aus Austria machen könne, er allein, der letzte in Secunda, plötzlich rief: „vastari“ und dafür das laute Lob des Scholarchen erntete, freilich auch die Feindschaft der Mitschüler auf sich zog. Endlich kam die Zeit der Universität und jetzt begann die Noth erst recht. Mit zwei Gulden kam er (1748) in Leipzig an und Seydel, ein wohlhabender, unverheiratheter Mann, der ihm das Nöthigste zu geben versprochen hatte, schickte nichts oder nach langer Zeit einmal so wenig, daß davon selbst nicht die dringendsten Schulden, die Heyne, um sich nur Brod zu kaufen, gemacht hatte, getilgt werden konnten. Tage lang hungerte er, weil er nicht einmal den Dreier zum Brod hatte, und er wäre verhungert, wenn nicht das Mädchen, das in dem Hause die Aufwartung hatte, sich seiner erbarmt und

aus ihrem Geld ihn ernährt hätte. Vor Kummer und körperlicher Erschöpfung wurde er gefährlich krank, und als endlich doch die Natur siegte, war es nicht Hoffnung — so sagt er selbst —, was ihn aufrecht erhielt, sondern nur der Trotz gegen Welt und Schicksal. Stipendien erhielt er nicht, Collegien konnte er nicht hören, da er das Honorar nicht hatte: ein einziges Privatum bei Ernesti zeigte ihm den Weg, die Schriftsteller richtig zu behandeln, und Professor Christ gestattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek. Von Zeit zu Zeit milderten Privatstunden seine Noth. Er entschloß sich endlich, die Rechte als Brotstudium zu wählen, und Bach wurde ihm hierin und in der Geschichte ein tüchtiger Lehrer. Aber Sachwalter wollte er nicht werden, sich zu habilitiren hatte er kein Geld. Da fand ein lateinisches Gelegenheitsgedicht von ihm den Beifall des Ministers Grafen Brühl, und er wurde aufgefordert sich diesem vorzustellen.

Er machte Schulden, um sich neu zu kleiden, und ging nach Dresden (April 1752). Aber, obwohl gnädig aufgenommen, erhielt er doch nichts. Allein, ohne jemand zu kennen, ohne Geld, ohne Verdienst, war er wiederum lange dem Hungertod nahe; leere Erbsenschoten, die er sammelte und kochte, waren manchmal alles, was er zu essen hatte. Ein Kandidat Sonntag nahm ihn auf sein Zimmer, hier schlief er, da er kein Bett hatte, ein Buch als Kopfkissen, auf dem kahlen Fußboden. Endlich wurde er 1753 (November) als Kopist auf der

brühl'schen Bibliothek mit 100 Thlr. Jahresgehalt angestellt. Da diese nicht ausreichten, suchte er durch Uebersetzungen aus dem Französischen und Griechischen etwas zu verdienen, und auch zwei bedeutendere Arbeiten, die Ausgaben des Tibull und Epiktet, die ersten Staffeln zu seinem späteren Ruhm, gelang es ihm zu vollenden. Da brach 1756 der siebenjährige Krieg aus, Brühl flüchtete, und Heyne erhielt weder die 200 Thlr., die jener ihm für den Unterricht seines Sohnes versprochen hatte, noch eine Zulage von 100 Thlr., die der Minister angewiesen, noch auch nur seinen Gehalt. Wieder brach der bitterste Mangel über ihn herein.

Endlich (Herbst 1757) wurde ihm der Unterricht eines jungen Adligen, v. Broitzen, übertragen, er selbst in das Haus der Schwester desselben, einer jungen, geistreichen und edel denkenden Frau v. Schönberg, eingeführt. Sie und eine Freundin, die bei ihr lebte, Therese Weiß, waren die ersten feingebildeten Frauen, die er kennen lernte, und bald fühlten sich die ernste Therese und Heyne zu einander hingezogen. Nachdem er das Jahr 1759 mit seinem Zögling auf der Universität Wittenberg zugebracht hatte, verlobte er sich mit ihr. Aber neue Schicksalsschläge sollten ihn treffen. Bei dem Bombardement von Dresden verbrannte alle seine Habe, und mit ihr die Theresens, die ihm, als sie mit Frau v. Schönberg auf's Land zog, was sie besaß, anvertraut hatte; alle seine Papiere verbrannten mit. Und da die brühl'sche Biblio-

thek ebenfalls halb verbrannt, halb geplündert war, so schob man ihm die Schuld davon zu, und er mußte gerichtliche Untersuchung fürchten. Dennoch, gerührt durch die Liebe seiner Braut, die nach schwerer Krankheit, um nie wieder Trennung von dem Geliebten fürchten zu müssen, zur protestantischen Kirche übertrat, und in jenem Trotze gegen das Schicksal, der sein Herz von neuem erregte, heirathete er sie im Juni 1761. Sie lebten meist auf dem Gute Mangelsdorf eines Herrn v. Löben in der Oberlausitz; politische Flugschriften gegen Preußen und Uebersetzungen aus dem Französischen beschäftigten ihn in der Zeit, die ihm die übertragne Aufsicht über die Verwaltung des Gutes übrig ließ.

Endlich nahten bessere Tage. Nach Gesner's Tode suchte Münchhausen David Ruhnken in Leyden als dessen Nachfolger zu gewinnen, aber dieser lehnte es ab und empfahl Heyne, den Ernesti kennen müsse; wenn er jetzt noch nicht bekannt sei, so seien nach seinem und Hemsterhuis' Urtheil Tibull und Epiktet Bürgen, daß ihn bald das gesammte gebildete Europa bewundern werde. Kaum ist je eine Prophezeiung glänzender in Erfüllung gegangen. Ernesti, an den sich Münchhausen wendete, bemühte sich erst vergebens, Heyne ausfindig zu machen; endlich, nach längeren Verhandlungen, sandte Münchhausen am 26. Februar 1763 an Heyne die Berufung zur Professur der Poesie und Beredsamkeit

in Göttingen; zugleich wurden ihm das Bibliothekariat, die Direktion des philologischen Seminars und eine Stelle in der Societät der Wissenschaften zugesagt und 800 Thlr. Gehalt bewilligt.

Am 29. Juni 1763 traf er in Göttingen ein, und wie Gesner lehnte er alle Berufungen, als Direktor der Kunstsammlungen nach Cassel, als Abt nach Klosterbergen, als Bibliothekar nach Dresden, als Prokanzler nach Kopenhagen zu gehn, so glänzend sie waren, ab, und erst der Tod endete nach 49 Jahren rastloser Thätigkeit sein Wirken für die Universität.

Wol brachte auch das Leben in Göttingen, ganz abgesehen von den Anstrengungen der durchaus neuen Amtsthätigkeit in den ersten Jahren und den Nebel- und Sturmtagen, die etwa im Gang der akademischen Dinge vorkommen, seine tiefen Schmerzen. Kaum hatte er 1775 sein Haus im Papendieck, das jetzt die Klosterkammer besitzt, gekauft, so starb die treue Gefährtin, die ihn in schweren Tagen allein aufrecht erhalten hatte, seine geliebte Therese. Aber als er im Jahre 1777 Georgine Brandes, die jüngere Tochter des trefflichen, ihm längst innig befreundeten Hofrath Brandes in Hannover, zur zweiten Gattin gewonnen hatte, gestaltete sich sein Leben so, daß wir ihn wohl glücklich nennen dürfen. Sein Wirkungskreis war groß, und er hatte das Bewußtsein, ihn zu erfüllen, sein Einfluß war bei dem unbedingten Vertrauen Münchhausen's und der herzlichen Freundschaft mit

den Referenten in Universitätsangelegenheiten, erst Georg Brandes, dem Vater, und dann Ernst Brandes, dem Sohne, in allem, was die Universität anging, fast entscheidend, seine wissenschaftlichen Arbeiten fanden in ganz Europa einstimmige Anerkennung, und Ruhm ward ihm in glänzender Fülle, dankbare Zuhörer und Schüler aller Stände, die zu Tausenden zählten, Deutsche aus allen Gegenden und Ausländer, bewahrten ihm treue Anhänglichkeit, allgemeine Hochachtung umgab ihn, und der stille und nothwendige Grund alles dessen, was die Menschen Glück nennen, ein frohes, inniges Familienleben, wurde ihm in schönster Weise zu Theil. Erst gegen das Ende seines Lebens, wie bei Gesner, erfährt diese glückliche Gestaltung seiner Verhältnisse ernste Störungen und Gefährdungen.

Doch betrachten wir ihn zunächst als Lehrer. Die Philologie ist ihm nicht sowol eine besondere Wissenschaft, als der Inbegriff dessen, was zu allgemein menschlicher Bildung führt und gehört. Das Lesen der Alten soll den Sinn für das Schöne und Gute entwickeln und befestigen, die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums so viel umfassen, als zum Verständniß der Klassiker erforderlich ist. Zu Kollegien daher, in denen er bald Homer's Ilias oder Odyssee, bald Pindar, bald Horatius' Gedichte erklärte, und den Uebungen des Seminars, in denen er zu richtiger Methode der Erklärung anleitete,

kamen in sich regelmäßig wiederholender Folge die vier Vorlesungen über römische und griechische Literatur, über römisches und griechisches Alterthum. Aber die Literatur umfaßt ihm zugleich die gesammte Kulturgeschichte, die Bildung der Mythen und Sagen, die Geschichte der Sprache; unter Alterthum versteht er alles, was zur Entwicklung des öffentlichen, gesellschaftlichen, religiösen, privaten Lebens eines Volkes gehört. Außerdem hielt er noch von Zeit zu Zeit besondere Vorlesungen über Kritik, über Hermeneutik, über Mythologie. Zuerst ferner fügte er in den Kreis philologischer Studien die Archäologie ein, in der er, geordnet nach Idealen, die erhaltenen Werke der bildenden Kunst und Malerei in Abgüssen oder Abbildungen vorlegte und an die Besprechung derselben Bemerkungen über Technik, Kunstmythologie, Museographie, Topographie Roms anknüpfte, vorzüglich aber zu bestimmterer Kenntniß und Empfindung der Schönheit hinzuleiten suchte. Endlich gab er auch in einem Kollegium Anweisung zu deutschen und lateinischen Ausarbeitungen in den verschiedensten Stilgattungen. Vorträge über Grammatik und Metrik fehlen noch ganz; auch bei der Erklärung der Schriftsteller trat das Sprachliche zurück. Wenn dies Zurücktreten die Schwäche seiner Methode bildet, welche namentlich vielen seiner Schüler Nachtheil gebracht hat, so läßt sich nicht verkennen, daß er sowol durch die Vorträge über die griechischen und römischen Dichter, in denen er

das für das sprachliche Verständniß Nöthige so kurz als möglich andeutete, dagegen immer das poetische Element zur Empfindung und Erkenntniß zu bringen suchte, als durch die Archäologie Studierende aller Facultäten anzog und so die Liebe zu der alten Literatur in weite Kreise der Gebildeten verbreitete, dem klassischen Alterthum Verehrer gewann und der Philologie und den Philologen eine weit angesehenere Stellung verschaffte, als sie früher gehabt hatten. Auch das war eine wesentliche Erweiterung des philologischen Gesichtskreises, daß er in der Betrachtung des Alterthums die öffentlichen Verhältnisse, die Entwicklung der Verfassung und des staatsbürgerlichen Lebens mehr berücksichtigte, als das irgend früher bei den Italienern, Franzosen und Holländern, als es von Gesner geschehen war. Mit unverdrossenem, liebevollem Eifer leitete er die Uebungen der Seminaristen sowol in der Erklärung schwieriger Schriftsteller, als in der Ausarbeitung eigener Abhandlungen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine zweifache, er erklärte Dichterwerke oder untersuchte einzelne Punkte der Geschichte und Alterthümer. Am meisten Anerkennung gefunden und am meisten zu seinem Ruhm beigetragen haben die Ausgaben des Tibull und Virgil. Von jener sind drei Auflagen, von dieser ebenfalls drei in vier Bänden erschienen, aber dazu kommen drei Ausgaben in London, eine Prachtausgabe in 4⁰ in acht Bänden, eine in 8⁰ in vier

Bänden mit Kupfern und eine in 8° ohne Kupfer, eine Ausgabe in Amerika, ferner eine deutsche Pracht-ausgabe in sechs Bänden, endlich zwei Handausgaben in zwei Bänden. Der Beifall, den die Behandlung des Virgil fand, war außerordentlich, und um so allgemeiner, als es Virgil, der bewundertste Meister der römischen Poesie, war, der hier zum erstenmal in geschmackvoller, auch dem, der nur den Genuß der Dichtung suchte, zugänglicher und genehmer Weise erklärt war. In wie dauerndem Andenken sich diese Ausgabe erhalten hat, zeigt, daß sie noch 30 Jahre nach ihrer letzten Bearbeitung durch ihn, 20 Jahre nach Heyne's Tode von neuem erschienen ist. Wir finden in ihr die gesner'sche Methode angewendet, nie etwas mehr, als zum Verständniß nöthig ist, zu geben, aber auch keiner Schwierigkeit aus dem Wege zu gehn. Alles Bemerkte findet einen einfachen und klaren Ausdruck, ohne irgend Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen. Nur sucht Heyne mehr als Gesner auf das Wesen der poetischen Schönheit, bald durch die Zurückführung des dichterischen Ausdrucks und der Bilder auf den einfachen Gedankengehalt, bald durch Andeutungen über die Kunst der Anordnung und Behandlung, manchmal wohl auch nur durch einen Ausruf der Bewunderung, hinzuweisen. Bei ihm hält sich das Letztere in bescheidenen Schranken, bei manchen seiner Schüler wird es zur Unsitte. Sprachliche Schwierigkeiten finden nur sehr kurze, Eigenthümlichkeiten nur wenig Erörte-

rung; das Sachliche dagegen wird bündig und meist treffend erklärt, wenn es längerer Ausführung zu bedürfen scheint, in eine Reihe von Excursen verwiesen.

Die schwache Seite Heyne's wie Gesner's ist die Kritik. Nicht allein bezeichnet er es wiederholt als eine Art von Eitelkeit, durch Aenderungen glänzen zu wollen, von der er sich frei gemacht habe, sondern auch die nicht unbedeutenden Abweichungen so uralter Zeugen der Ueberlieferung, wie wir sie im Virgil an Handschriften des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts haben, die er kennt und verzeichnet, bestimmen ihn nur selten zu einer Aenderung des einmal in den Ausgaben Vorhandenen oder zu einer Erörterung der Verschiedenheiten in der Ueberlieferung.

Pindar herauszugeben war 1773 ein kühnes Unternehmen. Seit Erasmus Schmid's Ausgabe von 1616 war er fast vergessen. Dialekt, Metrik, die überaus kühne, kurze, bilderreiche Sprache, die Eigenthümlichkeit der ganzen Dichtungsart, die Menge der dunklen, geschichtlichen und mythischen Beziehungen, die Fehler der Ueberlieferung machen seine Erklärung außerordentlich schwer. Heyne's Verdienst war es, ihn wieder in das Leben der Philologie zurückgeführt zu haben, und Erklärung und Verbesserung des Textes förderte er um ein Bedeutendes, aber wie er selbst noch seine Unsicherheit im Metrischen zugestand und Gottfried Hermann zur Erörterung desselben auf-

forderte, so würde er bei seiner Wahrheitsliebe auch erkannt haben, daß erst durch Boeckh's Ausgabe der Grund zum vollen Verständniß des Dichters gelegt worden ist.

Wie Gesner auf die Orphica, so legte Heyne den größten Werth auf seine Ausgabe der Ilias, und doch befriedigt auch unter Heyne's Werken diese große Arbeit am wenigsten. Die feinen Gesetze der homerischen Sprache, das Verhältniß der Gesänge unter einander, die mythologischen Anschauungen und das ganze Wesen der epischen Poesie waren damals noch zu wenig erörtert und Heyne zu sehr in älteren Vorstellungen befangen, als daß ihm das Werk gelingen konnte. Es kränkte ihn tief, daß es wenig Anerkennnng fand, daß vielmehr J. H. Voß, F. A. Wolf und Immanuel Bekker schonungslos die Mängel desselben aufdeckten*), und wenn immer der Ton, in dem es geschah, dem hochverdienten Manne gegenüber nicht eben der richtige war, so müssen wir doch die Ausstellungen meist als begründet erkennen.

Seine lateinischen Abhandlungen in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften und in einer langen Reihe akademischer Gelegenheitsschriften, die deut-

*) Jen. Allg. L.-Z. 1803, Mai, und 1806, Februar. Ueber jene Recension vgl. Arnoldt, Fr. A. Wolf, S. 410 f., über diese J. Bekker's Homer. Blätter, S. III.

schen zur Kunstgeschichte haben eine große Menge wichtiger Fragen zuerst in Untersuchung gezogen, wie die über die Epochen des Kastor, über die Kunst der Etrusker, über die Quellen Diodor's, über die philostratischen Bilder, über die Geschichte der griechischen Staaten in Großgriechenland und Sicilien, die Beiträge zur Chronologie der Kunstgeschichte; sie haben alle in ihrer leichten gefälligen Darstellung bei ihrem Erscheinen anregend gewirkt und viele haben noch jetzt ihren Werth.

Heyne selbst schreibt schon 1757 an Münchhausen, er hat es dann öfter wiederholt, daß er mehr inneren Beruf zum Geschäftsmann als zum Gelehrten habe, und in der That erregt es Staunen, welche Menge der verschiedensten, vorübergehenden und dauernden, größter Umsicht und Beharrlichkeit bedürftigen Geschäfte ihm nach und nach übertragen wurde. Und alle besorgte er trefflich, zur wahren Förderung der Universität und des allgemeinen Besten.

Zuerst die Bibliothek. Er übernahm etwa 60,000 Bände und schon 1788 konnte er 200,000 als Zahl derselben angeben. In alle Länder erstreckte sich seine Korrespondenz, alle bedeutenderen Auktionskataloge ging er durch, um die Bibliothek immer vollständiger zu machen und in gleichem Schritt mit der Zeit zu erhalten. Nur bei seiner höchst vielseitigen Gelehrsamkeit war es möglich, ohne Einseitigkeit zu verfahren. Ferner wurde unter seiner Betheiligung und Anlei-

tung der große alphabetische Katalog in den Jahren 1777—1787 angefertigt und so eingerichtet, daß die Anlage dauernd für alle Zeit ist und nur selten ein einzelnes Blatt umgeschrieben zu werden braucht. Es hat derselbe immer als Muster eines Katalogs gegolten. Durch Heyne erfolgten auch alle Zahlungen für die Bibliothek.

Ferner übernahm er 1670 das Sekretariat der Societät der Wissenschaften und hatte als solcher, da Haller, der Präsident, nicht nach Göttingen zurückkehrte und Michaelis sein Direktorium niederlegte, alle Geschäfte und Korrespondenz der Societät zu besorgen, die Reden in den öffentlichen Versammlungen zu halten und die Abhandlungen herauszugeben. Auch die Redaktion der „Gelehrten Anzeigen" war damit verbunden, und er hat auch dies mühselige und oft verdrießliche Geschäft bis an seinen Tod so verwaltet, daß ihr Ansehn und ihre Verbreitung auch durch die sturmvollen Jahre seit 1789 sich erhielten und mehrten. Die Zahl der eigenen Anzeigen, die er beitrug, schlägt Heeren auf mindestens 7= bis 8000 an. Die Briefe an Sömmering zeigen, wie unablässig er bemüht war, für die bedeutenden neuen Erscheinungen der verschiedenen Fächer die geeignetsten Beurtheiler zu finden. Die Zahlungen endlich für die Societät wie jene für die Bibliothek besorgte er allein.

Zu diesen Geschäften kam 1774 noch die Inspektion der Freitische und die Führung ihrer Kasse.

1770 war ihm ferner eine Reorganisation des Pädagogiums zu Ilfeld von Münchhausen aufgetragen worden und es stand von da an, nach den Gesetzen, die er für dasselbe ausarbeitete, unter seiner besondern Aufsicht; jedes Jahr ging er auf acht Tage dorthin, wohnte den Prüfungen bei und überzeugte sich bis ins Einzelnste vom Zustand der ganzen Anstalt. Dies veranlaßte 1798 den Magistrat von Göttingen zu der Bitte an ihn, eine Umgestaltung des hiesigen Gymnasiums zu leiten. Auch dieses mühevolle Geschäft führte er mit glücklichem Erfolg durch und gab die „Neue Schulordnung und Verfassung für die Stadtschule zu Göttingen" noch in demselben Jahre heraus. Der Beschluß des Magistrats, zum Dank dafür sein Haus von allen Steuern zu befreien, erfreute und rührte ihn mehr als viele andere Ehrenbezeugungen. Auch das Gymnasium zu Hannover ordnete er auf Wunsch des dortigen Magistrats in den Jahre 1802 und 1803 mit vieler Mühe.

Und zu alledem kommt nicht allein sein ausgebreiteter Briefwechsel mit Gelehrten aller Länder, mit Bekannten und Unbekannten, Hohen und Niedern, die sich seines Rathes erholten, sondern namentlich der ununterbrochene Verkehr mit den Behörden in Hannover. Münchhausen gewann sehr bald eine solche Neigung, ein so unbeschränktes Vertrauen zu ihm, daß kaum irgend etwas an der Universität geschah oder geschehen sollte, worüber er nicht Heyne's Be-

richt und Gutachten verlangte. Ein solch vertrautes Verhältniß zwischen einem mächtigen Minister und dem ihm unterstellten Professor ist namentlich in damaliger Zeit einzig in seiner Art und war nur zwischen einem Manne von so großartiger Denkweise, wie Münchhausen, und einem so vielseitig gebildeten Gelehrten möglich, der Menschen und Dinge mit größter Sicherheit und Klugheit beurtheilte und auch dem Minister gegenüber Freiheit und Selbständigkeit seines Urtheils mit Festigkeit wahrte, nie seiner Würde etwas vergab. Auch nach Münchhausen's Tod am 26. November 1770 blieb sein Einfluß auf alle Universitätsangelegenheiten derselbe, ja er steigerte sich, da nur die Referenten, erst Georg Brandes, dann Ernst Brandes, und außer ihnen Heyne genaue Kenntniß alles Einzelnen hatten, Heyne aus eigener Anschauung natürlich noch eingehendere, als jene, und zwischen diesen durch Freundschaft und Verwandtschaft eng verbundenen Männern das unbeschränkteste Vertrauen nie erschüttert ward. Namentlich auch bei Berufungen war sein Rath fast maßgebend. Selbst als 1806 die Universität dem westphälischen Königsstaat einverleibt wurde, blieb Heyne's Einfluß bei den Kultusministern in Kassel, Johannes v. Müller und nach dessen Tode Leist, besonders unter dem ersteren, fast derselbe wie früher. Welche Masse von Geschäften dadurch für Heyne erwuchs, ist begreiflich; mit jedem Posttag gingen seine Briefe und Berichte

nach Hannover. Von Münchhausen (aus 7 Jahren) sind 500, von Georg Brandes 2000 Briefe an Heyne vorhanden; eben so oft also hat er geantwortet. Ueberhaupt ist es ganz glaublich, wenn Heeren sagt, daß Heyne jährlich über 1000 Briefe zur Post gegeben habe, also die große Menge von Billeten nicht gerechnet, durch die er seine Geschäfte in Göttingen zu besorgen pflegte. Denn Besuche zu machen liebte er nicht.

So sehr aber Heyne Geschäfte liebte und so sehr ihm Arbeit das eigentliche Lebenselement war, so würde er doch kaum so mannichfaltige, zum großen Theil zerstreuende und mit allerlei Verdruß und kleinlicher Mühwaltung verbundene Arbeiten auf sich genommen haben, wenn nicht Liebe zur Universität und das Streben zu nützen ihn immerdar zu jeder Aufopferung bereit gemacht hätten. Freilich waren ihm aus der Noth der Jugend Menschenverachtung nnd Selbstgefühl, zugleich damit ein in sich geschlossenes Wesen geblieben. Noch 1795 schreibt er an Sömmering: „Leider verliert man alle Achtung für die Species von Thieren, die Menschen heißen", und ähnliche Aeußerungen kommen viele vor. Von Menschen erwartete er nichts. Aber um so rührender und erhebender ist seine Hingebung für das Wohl und den Ruhm der Universität, sein Streben, das Gute zu fördern, wo er kann, Einzelnen zu helfen, wie und wo er es nur vermag.

Münchhausen hatte er in dessen letzten Tagen versprochen, der Universität Treue zu bewahren bis zum letzten Athemzug, und er hielt es. In Kopenhagen bot man ihm den größten, fast unabhängigen Wirkungskreis und 4000 Thlr. Gehalt nebst 500 Thlr. Wittwenpension; dennoch blieb er ohne Erhöhung seines Gehalts, der bei früheren Berufungen und vermehrten Geschäften auf 1300 gestiegen war, in Göttingen. Seinen Schülern zu nützen, Bedürftige zu unterstützen, Männer von Talent durch seinen Rath und Einfluß zu fördern, der Wissenschaft und Humanität neue Wege zu öffnen, war sein unablässiges Bemühen. Wie tief und ergreifend ist seine Liebe und Treue gegen Georg Forster, auch als dieser ganz anderen Wegen folgte, als Heyne. Gewiß, Menschenliebe war in Heyne's Wesen der Grundzug, nur die Herbigkeit seiner Jugendschicksale hatte die Menschenverachtung darüber gelegt, aber immer wieder brach jene siegreich hindurch. Er hatte, ebenfalls aus den Tagen der Jugend, Scheu vor dem offenen Verkehr mit Menschen und zog sich gern in sich und sein Haus zurück, um von da aus ungestört durch Andere die Angelegenheiten zu leiten: daher auch sein Verkehr durch Billete in Göttingen selbst. Aber in Briefen sprach er um so freier und bestimmter seine Ansichten aus. Und mit wenig Ausnahmen waren alle überzeugt, daß er, was immer er in seiner einzigen Stellung über die Universität und ihre Angehörigen be-

richte, nur die reinsten Absichten habe. Dabei natürlich manchmal geirrt zu haben gestand er selbst.

In das Bestehende pflegte er sich ruhig zu fügen, offener Kampf war nicht die Sache des früh in sich Zurückgeschüchterten. Aber wenn man seiner sittlichen Würde, wenn man der Ehre und Würde der Universität zu nahe trat, da sprach er kühn und entschieden für das, was ihm recht schien. Als Münchhausen 1767 einen Revers von ihm verlangte, nie Göttingen zu verlassen, da wies er dies kurz als ein erniedrigendes Ansinnen zurück. Als das Ministerium 1793 die Streichung Forster's und des Maire von Straßburg, Friedrich v. Dietrich, aus den Listen der Societät forderte, schrieb er zurück: da die Societät bei der Wahl ihrer Mitglieder nur die Wissenschaft, nicht die Politik im Auge habe, so werde er das Geforderte nur dann vollziehen, wenn die Regierung es ausdrücklich befehle, dann aber auch dies öffentlich bekannt geben. Während man Forster's Namen in Göttingen verabscheute und kaum zu nennen wagte, ließ er öffentlich seinen Tod von sich aus ansagen. Ich erwähnte Forster. Die entschiedene Parteinahme desselben für die Franzosen in Mainz, das Verhalten seiner innig geliebten Tochter Therese gegen Forster, dessen unglückliches Schicksal in Paris, waren der erste schwere Kummer, der nach langer Zeit wieder die friedliche Ruhe seines Lebens störte und ihm tief zu Herzen ging. Die Kriegswirren, die vielfach den lite-

rarischen Verkehr störten und für die Zukunft alles befürchten ließen, trübten die nächsten Jahre, und mit tiefem Schmerze ertrug er die Einverleibung der Universität in das Königreich Westphalen. Aber voll Resignation suchte er auch jetzt seiner geliebten Universität so viel als möglich zu nützen. Und mit dem Bewußtsein, dies erreicht zu haben, verschied er ruhig und ohne Schmerzen; am 14. Juli 1812 früh fand das Dienstmädchen, als es ihm den Kaffee brachte, den fast Dreiundachtzigjährigen an seinem Waschschrank todt zusammengesunken. — —

Und so hoffe ich denn den ersten zwei Philologen unserer Universität, sich ähnlich in dem Aufstreben aus drückender Armuth, in der Methode und Richtung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit, in rastlosem Streben, das Gute zu fördern und Andern zu nützen, in Unermüdlichkeit der Arbeit, in treuer, aufopfernder Liebe zur Universität, ich hoffe ihnen ein dankbares Andenken, hochgeehrte Versammelte, in Ihrem Herzen gesichert zu haben.

Johann Stephan Pütter

und

Karl Friedrich Eichhorn.

Von

H. Zachariae.

Es ist mir bei der Einrichtung dieser Vorträge zu dem bekannten Zwecke die Aufgabe gestellt worden, ein Bild von zwei der ausgezeichnetsten Juristen und Staatsgelehrten Göttingens, von Johann Stephan Pütter und Karl Friedrich Eichhorn, zu entwerfen, welche zu den glänzendsten Gestirnen und Zierden der Georgia Augusta gehören und nacheinander, obwohl nicht in unmittelbarer Folge, den juristischen, insbesondere auch den staatsrechtlichen, Lehrstuhl eingenommen haben.

Die Schwierigkeit bei der Lösung dieser Aufgabe liegt weniger in der Sache selbst, als darin, daß es dabei auf einen populär gehaltenen Vortrag abgesehen ist, der gewisse Beschränkungen in der Ausführung mit sich bringt, insbesondere ein näheres Eingehen in ein nur den Männern vom Fach verständliches Detail verbietet, so nothwendig dies auch zur voll-

ständigen Kennzeichnung der wissenschaftlichen Bedeutung des Einen wie des Anderen sein möchte.

Uebrigens handelt es sich hier, wie ich gleich bemerken will, nicht um den ersten Versuch einer biographischen und literarischen Skizze. Abgesehen von der kürzeren Erwähnung der Lebensschicksale und wissenschaftlichen Bedeutung beider Männer in den betreffenden Lehr- und Handbüchern, in allgemeinen biographischen Werken u. s. w. — liegen schon mehrere solche Versuche vor, insbesondere:

1) Ueber Pütter, neben der noch näher zu erwähnenden Selbstbiographie, die ziemlich gleichzeitig hervorgetretenen Abhandlungen von v. Kaltenborn im Deutschen Staatswörterbuch, Bd. VIII, S. 439 f., und von Robert v. Mohl, in dessen Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 425 f.

2) Ueber Eichhorn die in pietätvollster Gesinnung und mit eingehendster Hervorhebung seiner wissenschaftlichen Leistungen geschriebenen Aufsätze von Reyscher, in dessen Zeitschrift für Deutsches Recht, Bd. XV, S. 436 f., und noch ausführlicher von Karl Freiherr v. Richthofen im Deutschen Staatswörterbuch, Bd. III, S. 237 f. Außerdem die kritische Beurtheilung Eichhorn's als deutscher Staatsgelehrter in Robert v. Mohl's Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 593 f.

Eine Vergleichung beider Männer mit einander, von denen der eine geboren wurde, als der andere sich bereits dem Greisenalter näherte, bietet manches Gemeinsame, aber auch manche Verschiedenheiten dar. Sie gehören beide zu den hervorragendsten juristischen Celebritäten in den glänzendsten Perioden der Universität Göttingen. Sie haben beide, jeder in seiner Art, eine juristische Schule gebildet und zählten zeitweise ihre Zuhörer nach Hunderten, so daß die größten Hörsäle nicht ausreichten, um alle zu fassen, die begierig waren, sich ihre Schüler nennen zu dürfen. Sie sind beide von großer Bedeutung geworden für die geschichtliche Rechtswissenschaft und überragen durch ihre Leistungen auf den von ihnen bearbeiteten Feldern ihre Vorgänger und Zeitgenossen; beide ausgezeichnet nicht bloß als gelehrte Juristen und Docenten, sondern auch in ihrer praktischen Thätigkeit als Hauptzierden des juristischen Spruchcollegiums und Verfasser zahlreicher eigener Rechtsgutachten, die sich besonders in staatsrechtlichen Fragen einer fast unbedingten Autorität zu erfreuen hatten. Sie in ihrem vollen Werthe gegen einander abzuwägen, ist schwer; geistig bedeutender war aber, um dies im voraus auszusprechen, zweifellos Karl Friedrich Eichhorn als genialer Schöpfer neuer Grundlagen der Wissenschaft, während Pütter nur das ohne Zweifel auch große Verdienst einer verständigen und gründlichen, systematisch-dogmatischen Verarbeitung des positiven Materials gebührt.

Wenn ich nun zunächst von beiden Männern eine biographische Skizze zu geben versuche, so wird diese Aufgabe bei Johann Stephan Pütter wesentlich dadurch erleichtert, daß wir von ihm eine sehr ausführliche Selbstbiographie besitzen, welche er gegen das Ende seines Lebens „zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorsstelle in Göttingen" in der Mitte der neunziger Jahre abgefaßt und 1798 im Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in zwei Bänden publicirt hat; eine Selbstbiographie, von welcher Gustav Hugo gelegentlich (Jurist. Literar.=Gesch., S. 359) nicht ohne Grund sagt, „daß sie bei allen ihren Fehlern doch sehr lehrreich sei". Sie bildet gewisser Maßen einen ganz speciellen Theil der „Akademischen Gelehrten=Geschichte von der Georg=August=Universität zu Göttingen", welche Pütter auf Veranlassung Münchhausen's bearbeitet und in zwei Bänden (Gött. 1765 und 1788) edirt hat, die dann von Andern, zuletzt noch zum Jubiläum der Universität, von Oesterley 1837 fortgesetzt und ergänzt worden ist. Pütter's Selbstbiographie ist zugleich ein schätzenswerther Beitrag zur Sittenschilderung seiner Zeiten und trotz ihrer vielfachen Breiten eine nicht uninteressante Lectüre, wenn man sich nicht abschrecken läßt durch die oft in das Minutiöseste eingehende Schilderung der Berufsthätigkeit des Autors, seiner Lehrvorträge, der Entstehung der so zahlreichen praktischen und gelehrten Arbeiten, insbesondere auch für jedes Semester der

genauen Angabe der gehaltenen Collegia, der Zahl der Zuhörer in denselben, unter namentlicher Hervorhebung der Prinzen, Grafen und zahllosen adligen Herren, aber auch Anderer, die inzwischen im Leben, in Wissenschaft oder Praxis einen Namen oder eine gewisse Stellung sich erworben hatten. Aber nicht bloß die äußeren, in mancher Beziehung glänzenden Verhältnisse, seine unermüdliche Thätigkeit in Erfüllung seines Berufs, seine erstaunliche schriftstellerische Fruchtbarkeit, seine Nebenbeschäftigungen mit Musik u. s. w. lernen wir aus dieser Selbstbiographie bis ins kleinste Detail kennen, — sondern es spiegelt sich darin auch ein Bild des innern Menschen ab, welches in mancher, wenn auch nicht in jeder Hinsicht einen günstigen Eindruck zu machen geeignet ist.

Johann Stephan Pütter wurde geboren am 25. Juni 1725 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark. Der Vater war Kaufmann, die Mutter eine geborene Varnhagen aus einer dortigen erblichen Pfarrersfamilie. Von acht leiblichen Geschwistern war Pütter der Jüngste. Auch Pütter gehörte, wie wir bereits von Mosheim und Haller erfahren haben, zu den frühreifen Kindern, was auch ihn nicht gehindert hat, ein ausgezeichneter Mann zu werden, andererseits aber auch ebenso wie sein großer Mäcen der Freiherr v. Münchhausen ein so hohes Lebensalter zu erreichen, wie es nur wenig Sterblichen beschieden zu sein pflegt. Seit seinem 10. Jahre genoß er, obwohl

der lutherischen Kirche angehörig, den Unterricht eines gelehrten reformirten Predigers bei Limburg an der Lenne, dem er sein ganzes Leben hindurch das dankbarste Andenken gewidmet hat und dessen Einfluß es wohl zuzuschreiben ist, daß Pütter, obwohl von christlich-frommer evangelischer Gesinnung und offenbarungsgläubig, doch keiner streng-confessionellen Richtung zugethan und mehr für eine Vereinigung als weitere Trennung der beiden evangelischen Bekenntnisse gestimmt war, wie er auch später durch seine 1772 edirte und in mehreren Auflagen erschienene, auch in's Französische und Holländische übersetzte Schrift: „Der einzige wahre Weg zur Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist", bekundet hat. Es ist daher auch erklärlich, daß Pütter, nachdem er die Augsburgische Confession mit einer Vorrede über die evangelische Reformation und die katholische Gegenreformation (1776) edirt hatte, einer Aufforderung des bekannten Hamburger Pastors Johann Melchior Götze, des sogenannten Zionswächters, über d. h. gegen die Reformirten zu schreiben, mit der Antwort begegnete: „Nach seiner Ueberzeugung hätten Lutherische und Reformirte viel mehr Ursache gemeine Sache zu machen, als ihre Trennung polemisch zu unterhalten." — Wie sehr Pütter für gegenseitige Toleranz war, beweist auch eine kleine Geschichte, die er mit Genugthuung von einer Pfingstreise nach Westphalen zu seinen

Verwandten (1769) erzählt. Durch Mangel von Postpferden wurde Pütter nebst seiner Frau genöthigt, die bekannte Gastfreiheit des freiweltlichen Stifts Fröndenberg an der Ruhr in Anspruch zu nehmen. Die Aebtissin war ein Fräulein v. Fürstenberg, eine Schwester des verdienstvollen Münster'schen Ministers dieses Namens und des damaligen Fürstbischofs von Paderborn und Hildesheim. Zur Gesellschaft hatte sie ein Fräulein v. Spiegel zum Desenberg bei sich. „Beide Damen", sagt Pütter, „unterhielten uns vor und bei dem Abendessen zu unserem größten Vergnügen. Unter andern kam die Rede auf die dortigen Religionsverhältnisse, da unter den 24 Stiftsfräulein sowohl evangelische als katholische sein können. Zum Beweise der dort herrschenden Einigkeit erzählten sie uns, daß noch im vorigen Jahre in der Kirschenzeit der katholische Geistliche ihres Stifts auf den Baum gestiegen sei, Kirschen zu pflücken, daß der lutherische Geistliche den Korb, der reformirte die an den Baum gesetzte Leiter gehalten habe."

Kehren wir aber zur biographischen Skizze zurück! —

Pütter war noch nicht 11 Jahre alt, als er zur Feier des Geburtstags des regierenden Grafen von Bentheim-Tecklenburg eine Rede in lateinischen Versen über einen damals erwarteten Kometen hielt. Bereits in seinem 13. Jahre bezog Pütter

die Universität Marburg und besuchte zunächst besonders die philosophischen Vorlesungen des berühmten Christian Wolf, welcher 1723 von Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertrieben worden war. Wie auf die Jurisprudenz überhaupt, so hat auch auf Pütter's juristische Ausbildung die Wolf'sche Philosophie einen großen Einfluß ausgeübt. — Trotz seines sehr jugendlichen Alters mußte Pütter als Marburger Student, der damaligen Sitte und akademischen Zwangsvorschrift gemäß, einen Degen tragen; doch schützte ihn sein Alter vor der Verwickelung in sonst so häufige Schlägereien oder Rencontres. — Im Jahre 1739 bezog Pütter die Universität Halle und hörte, selbst noch nicht einmal confirmirt, die Dogmatik bei Baumgarten. In der Jurisprudenz waren besonders der berühmte Heineccius, J. H. Böhmer, und im Staatsrecht der Canzler v. Ludewig seine Lehrer. Dann studirte Pütter noch ein Jahr, 1741—1742, in Jena, hörte bei Estor, Engau und Schaumburg und trieb zugleich Französisch und Italienisch. Statt nach Berlin, wie von seinen nächsten Angehörigen gewünscht wurde, gieng er mit seinem hochverehrten Lehrer Estor wieder nach Marburg. Hier kam sein Entschluß zur Reife, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, und er erlangte nun in seinem neunzehnten Jahre (1744) auf Grund einer Inaugural-Disputation über „Die Prävention bei den höchsten Reichsgerichten" die juristische Licentiaten-Würde. Die

erste Vorlesung hielt Pütter im Sommer 1744 über deutsche Reichsgeschichte und war glücklich genug, wie er sagt, das Auditorium mit 39 Zuhörern, „worunter 11 Adlige waren" gefüllt zu sehen. Aber auch als Rechtsanwalt und Defensor in peinlichen Sachen war der neunzehnjährige junge Mann thätig und machte sich alsbald einen Namen, insbesondere durch die mit Erfolg durchgeführte Vertheidigung eines hessischen Hauptmanns aus angesehener Familie, welcher das Unglück gehabt hatte, in der Nothwehr einen jüngern Kameraden zu erstechen. Pütter gewann dadurch persönliche, ihn später mehrfach fördernde Beziehungen. Zur Anknüpfung anderer wußte er die Nähe von Wetzlar, den Sitz des Reichs-Kammergerichts, und Frankfurts, damals Sitz des Reichs-Hofraths, zu benutzen, was ihm zugleich eine Ausbeute gewährte für den von ihm forthin mit besonderer Vorliebe cultivirten Reichs-Gerichtsproceß. 1745 wohnte er in Begleitung seines besonderen Gönners, des Burggrafen v. Kirchberg, der Wahl und Krönung Franz' I. zu Frankfurt bei, und hier war es zuerst, wo er Gerlach Adolf v. Münchhausen, der damals als Churbraunschweigischer Wahlbotschafter fungirte, kennen lernte oder, nach Pütter's eigenem Ausdruck, „diesen großen Minister zuerst in der Nähe sah und die Art, wie er sich gegen einen Jeden benahm, nicht genug bewundern konnte"; ohne daran zu denken, daß er so bald in nähere Beziehungen zu diesem hoch-

gebildeten Staatsmann und Kenner des deutschen Staatsrechts, dem eigentlichen Gründer und geistigen Vater der damals noch sehr jungen Georgia Augusta, treten sollte.

In der That war dies schon im nächsten Jahre (1746) der Fall, wo der damals 21jährige junge Mann durch den Kammergerichts-Assessor v. Schwarzenfels, einen Schwestersohn v. Münchhausen's, letzterem besonders empfohlen worden war. In Folge hiervon stellte sich Pütter auf einer Pfingstreise persönlich in Hannover vor, machte überall durch seine Erscheinung einen sehr günstigen Eindruck und erhielt alsbald von v. Münchhausen die Versicherung seiner Anstellung als außerordentlicher Professor mit einem Gehalte von 250 Thalern und einem Reisestipendium von 500 Thalern, um in Wetzlar, Regensburg und Wien sich noch weiter, besonders im Reichsproceß, auszubilden.

Pütter verließ nun, unter Zurückweisung verschiedener anderer ehrenvoller Anträge, die Universität Marburg, wo er nicht bloß über Reichsgeschichte, sondern auch über römische Alterthümer und Institutionen, über deutsches Privatrecht und Naturrecht ziemlich zahlreich besuchte Vorlesungen gehalten hatte. Die Empfehlungen des Ministers v. Münchhausen und anderer Gönner verschafften ihm überall, in Regensburg und auch in Wien, die günstigste Aufnahme und eine bereitwillige Förderung seiner Zwecke.

Im September 1747 trat Pütter, jetzt 22 Jahre alt, seine Professur in Göttingen an. Berühmte Männer zierten schon, durch Münchhausen's Fürsorge, in allen Facultäten die Lehrstühle. Mosheim u. A. in der Theologie; Gebauer, Schmauß, Clyrer, G. L. Böhmer, Claproth, Riccius, Scheidt als Rechtsgelehrte; Gesner, Michaelis u. A. in der philosophischen Facultät, darunter auch Johann David Koeler für die Reichsgeschichte und Münzkunde. Lag es doch ganz besonders im Plane v. Münchhausen's, daß Staatswissenschaften, Jurisprudenz und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften in erster Linie in Göttingen vertreten sein sollten, um die Universität zu einer allgemeinen Bildungsanstalt für den höheren Staatsdienst zu machen; ein Ziel, welches noch bei seinen Lebzeiten in glänzendster Weise erreicht wurde. — Pütter's Antrittsrede als Professor handelte von der Nothwendigkeit der Kenntniß des Reichsprocesses, die freilich den Studenten aus den nicht appellabeln Ländern noch nicht einleuchten wollte. Von seiner Hauptbestimmung für deutsches Staatsrecht und Reichsgeschichte glaubte Pütter neben Schmauß und Koeler zunächst keinen Gebrauch machen zu sollen. In den vorbereitenden Studien dazu förderten ihn besonders die von Münchhausen gesammelten Staatsacten, die ihm der wohlwollende Mäcen mit ebenso großer Liberalität als dem vollsten Vertrauen zur Benutzung überließ.

Pütter las also vorläufig nur über deutsches Privatrecht nach Engau und über den Reichsproceß, verbunden mit praktischen Uebungen, nach einem von ihm verfaßten Conspectus. Der Anfang war hier kein brillanter; Pütter hatte das erste Semester nur drei Zuhörer im Reichsproceß, einen Herrn v. Gemmingen aus Würtemberg, den nachmaligen Professor Eisenhart zu Helmstedt und einen Sohn des Kanzlers v. Mosheim, nachmals Staatsminister in Würtemberg. — Zur besonderen Freude gereichte ihm aber alsbald eine andere Acquisition, die Göttingen durch Münchhausen's Fürsorge machte und die den später durch August Ludwig Schlözer u. A. vermehrten Ruhm der Georgia Augusta im Fache der Staatswissenschaften besonders gefördert hat, nämlich die Berufung des Begründers der Wissenschaft der Statistik: Gottfried Achenwall's, welcher auch von Marburg nach Göttingen gezogen wurde (wo das erste Lehrbuch der Statistik 1749 von ihm erschien), und dem Pütter bis an dessen 1772 erfolgten Tod durch die innigsten Freundschaftsbande verknüpft blieb.

Die gesellschaftlichen Zustände Göttingens, wie sie Pütter vorfand und wie sie auch noch längere Zeit blieben, stachen, nach seiner eigenen Bemerkung, von denen anderer Städte, wie Wien, Regensburg, Wetzlar und selbst Marburg, außerordentlich und nicht gerade in vortheilhafter Weise ab. „Sonntag Vormittags“,

erzählt Pütter selbst, „ließ man sich auf Nachmittag um 3 oder 4 Uhr in einem oder auch in zwei Häusern nach einander anmelden. Da wurde Kaffee vorgesetzt und mit Ablauf der Stunde der Besuch geendigt. Die zahlreichste Gesellschaft pflegte im Hause des Stadtcommandanten zu sein, der meist zugleich Befehlshaber des Regiments war, das hier in Besatzung lag. Da kamen gewöhnlich mehrere Professoren und Professorinnen, auch Militärpersonen, Mitglieder der Stadtobrigkeit und andere Honoratioren, auch hier studirende Grafen und Adlige zusammen. In einem großen Saale saß Alles an den vier Wänden herum und genoß den ihm dargereichten Kaffee. Je zahlreicher die Gesellschaft war, je weniger konnte man eine allgemeine Unterhaltung erwarten. Nicht eines Jeden Sache war es, das große Wort zu führen." —

Dies hat sich später wohl geändert, und Pütter selbst hat dazu beigetragen, den Göttinger Gesellschaften etwas mehr Leben einzuhauchen, so wie er es auch war, der als großer Verehrer der Musik (er spielte selbst Clavier, Violine und Flöte) kleine Privatconcerte veranstaltete und der Begründer der späteren öffentlichen akademischen Concerte wurde. Auch hatte er nachmals, als er zu den Ersten hier zählte, abwechselnd mit Andern an gewissen Tagen offenes Haus für gesellschaftliche Reunion, was auch vom Curatorium im Interesse der jungen Leute besonders unterstützt wurde, und die Pütter'schen Gesellschaften sind fort-

hin im Gedächtniß auch der darauf folgenden Generationen geblieben. Auch sie hat aber der Ruf einer gewissen Steifheit begleitet, dessen sich die Göttinger Gesellschaften schon seit Decennien wohl kaum noch zu rühmen haben dürften.

Im Jahre 1751 verheirathete sich Pütter — 26 Jahr alt — mit einer Tochter des Gräflich Solmsischen Geheimeraths Stock zu Braunfels. Die Ehe war eine sehr glückliche, obwohl sie kinderlos blieb, und bestand noch, als Pütter sein 50jähriges Professors-Jubiläum feierte. Bald nach der Verheirathung gelang es Pütter, auch die Wohnung in einem damals ganz neuen Hause an der Allee, zunächst miethweise und gemeinsam mit Achenwall, später eigenthümlich zu gewinnen, welche er bis an das Ende seines Lebens innegehabt hat.

Schon 1748 war Pütter — bis dahin nur Licentiat der Rechte — bei der akademischen Festlichkeit zur Feier der Anwesenheit Königs Georg II. von der hiesigen Facultät zum Doctor juris creirt worden; 1749 wurde er außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums und rückte, nachdem er 1753 zum ordentlichen Professor ernannt worden war, in die vierte Stelle der Facultät und des Spruchcollegiums ein. Im Jahre 1758 wurde ihm das Prädicat „Hofrath" ertheilt und 1763 war er zum ersten Mal Prorector; 1770 erfolgte die Ernennung zum Geheimen Justizrath; erst 1797, nachdem bereits

sein 50jähriges Professors-Jubiläum gefeiert worden war, erhielt er nach G. L. Böhmer's Tode die Stelle des Ordinarius im juristischen Spruchcollegium, für welches er übrigens seit seinem Eintritt außerordentlich thätig gewesen war, so daß er manches Jahr 40—50 Facultätsarbeiten geliefert hat, was neben den vielen Privatgutachten, schriftstellerischen Arbeiten, Vorlesungen — täglich 3—4 Stunden — und sonstigen Nebenbeschäftigungen die außerordentliche Arbeitskraft des Mannes zur Genüge bekundet. — Bezeichnend für die früheren Gehaltsverhältnisse ist, daß Pütter erst 1773 einen Gehalt von 1000 Thaler erreichte.

Der große und ausgebreitete Ruhm, den sich Pütter schnell als Lehrer und Schriftsteller erworben hat, erklärt es nicht bloß, daß die vornehmste Jugend Deutschlands Göttingen als ihre Bildungsstätte betrachtete, und besonders um ihn zu hören hierher kam, so daß die Georgia Augusta schon vor Ablauf ihres ersten Semisäculums wohl die vornehmste Universität Deutschlands war; sondern es macht dieser Umstand auch begreiflich, daß man sich von den verschiedensten Seiten bemühte, den vornehmen Hochlehrer der vornehmsten Jugend Deutschlands zu gewinnen. Pütter, eine zugleich durch und durch dankbare Seele, besonders dem über alle Maßen verehrten Münchhausen gegenüber, — hat aber allen Verlockungen und glänzenden Offerten widerstanden, mochten sie nun von

Fürsten oder Republiken an ihn gelangen und ihm die Aussicht zu einer anderen akademischen oder einer höheren Staatsstelle eröffnen. Nur einem — aber nur vorübergehend seine Thätigkeit in Göttingen unterbrechenden — Antrage konnte Pütter nicht widerstehen, nämlich dem vom damaligen Herzog von Gotha Friedrich III. gestellten Verlangen, die beiden Söhne, den Erbprinzen Ernst und den Prinzen August, im Staatsrecht und anderen für ihre Ausbildung wichtigen Disciplinen zu unterrichten. Es war dies im Jahre 1762, also noch während der Zeit des siebenjährigen Krieges, einer gerade recht schlimmen Zeit für Stadt und Universität, das Jahr, in welchem beim Abzug der Franzosen, die das damals noch als Festung behandelte Göttingen fünf Jahre lang besetzt gehalten hatten, die Stadt durch die Explosion des Pulverthurms in Schrecken gesetzt wurde, wobei 30 Mann und mehrere Offiziere eines sächsischen Regiments in die Luft flogen, eine dicht dabei aber in einer kleinen Wohnung befindliche Frau mit 5 Kindern unversehrt blieb — und zugleich durch die absichtliche Sprengung mehrerer Theile des Walles und der Mauern großer Schaden angerichtet wurde. — Pütter ging also Ostern 1762 mit höchster Genehmigung nach Gotha und ist noch in späterem Alter entzückt von diesem Aufenthalt, theils in Gotha selbst theils in Ichtershausen. Er lernte daselbst ein ziemlich glänzendes Hofleben kennen; die Herzogin war eine

geistreiche, auch von Friedrich dem Großen verehrte Dame, und hier war es, wo Pütter auch das Glück hatte, diesem großen König vorgestellt zu werden, der sich über Reichsgeschichte und die deutsche Sprache — wie man sich denken kann, nicht zum Lobe der letzteren — mit ihm unterhielt.

Eine andere Unterbrechung erlitt Pütter's Berufsthätigkeit in Göttingen bald darauf dadurch, daß er bei der bevorstehenden römischen Königswahl (1764) der chur-hannoverschen Wahlbotschaft als Consiliarius nach Frankfurt beigegeben wurde. Münchhausen schrieb deshalb an Pütter: „Da man nicht glaube, daß dieser Wahlconvent über 2 Monate dauern werde, so würde diese Excursion der Universität vielleicht auf andere Weise und durch die zu Frankfurt zu machende Bekanntschaft desto größeren Vortheil bringen." Es war dies die Wahl und Krönung des nachmaligen Kaisers Joseph II. zum römischen König, welche in Gegenwart des kaiserlichen Vaters erfolgte, und von welcher in Goethe's „Aus meinem Leben" am Schlusse des fünften Buches so Ausführliches berichtet wird. — Uebrigens war Pütter noch einmal, nämlich nach dem Tode Joseph's II., bei der Wahl Leopold's II., als Consulent der Wahlbotschaft in Frankfurt; ja er würde in gleicher Eigenschaft auch noch bei der Wahl zur Krönung des letzten römisch-deutschen Kaisers Franz II. anwesend gewesen sein,

wenn er nicht die ihm abermals von Hannover gemachte Offerte abgelehnt hätte.

Die glänzendste Zeit für Pütter und die Georgia Augusta waren aber im vorigen Jahrhundert die siebziger und besonders die achtziger Jahre, ehe der Sturm der Revolution losbrach. In diese Zeit fiel auch der Aufenthalt der drei königlichen Prinzen Ernst August, August Friedrich und Adolf Friedrich mit ihrem Gefolge und einer förmlichen Hofhaltung, wodurch viele andere, besonders auch fürstliche Personen, hierher gezogen wurden. Daß die Prinzen, welche in Göttingen erst Deutsch lernen mußten, besonders auch bei Pütter deutsche Reichsgeschichte und deutsches Staatsrecht hörten, versteht sich von selbst. Ihnen zu Ehren wurden ländliche Feste und Gesellschaften verschiedener Art veranstaltet. „Im Sommer", erzählt Pütter selbst, „pflegten die Prinzen Sonntags nach geendigter Cour mehrentheils auszufahren; oder sie legten auch nach eigener Wahl in einzelnen Professorshäusern, worin sie sich vorher hatten ansagen lassen, Besuche ab, wo sie sich dann kleine Collationen von Thee und Gebackenem gefallen ließen und mit einigen etwa dazu gebetenen Freunden und Freundinnen eine Parthie Whist zu machen pflegten. Im Schlözer'schen Garten wurden ihnen zu Ehren etlichemal kleine Bälle veranstaltet." Der Aufenthalt der englischen Prinzen dauerte von 1786—1790.

Eine Aufzählung der so zahlreichen Schriften

Pütter's ist natürlich unmöglich. Außer seinen Compendien, die mehrentheils eine ganze Reihe von Auflagen erlebt haben und nach welchen, namentlich nach seinem Lehrbuch des Staatsrechts, auf fast allen deutschen Universitäten gelesen wurde, — außer den vielen akademischen Programmen, Gelegenheitsschriften und durch gerade anhängige Streitsachen veranlaßten wissenschaftlichen Abhandlungen, unter welchen ich nur die über den Ungrund der Regredient-Erbschaft (1767) und aus der späteren Zeit (1796) die wichtigen für den Sieg der richtigeren Lehre entscheidenden und berühmten Schriften „Ueber den Unterschied der Stände" und „Ueber Mißheirathen der deutschen Fürsten und Grafen" (1796) hervorhebe, sind von den größeren Werken besonders zu nennen:

1) Die die erstaunlichste Gelehrsamkeit und Bücherkenntniß bekundende „Literatur des deutschen Staatsrechts", in drei Theilen 1776, 1781 und 1783 erschienen, wovon namentlich die erste Abtheilung, die sogenannte Gelehrtengeschichte, worin die verschiedenen Epochen der Entwickelung des deutschen Staatsrechts auf das Lichtvollste charakterisirt werden, noch jetzt einen wissenschaftlichen Werth hat.

2) Pütter's Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht, in zwei Theilen 1777 und 1779 erschienen, voll Bedeutung für die Methode der Behandlung, die wissenschaftlichen Grundlagen des deutschen Staatsrechts und die richtigere Construc-

tion wichtiger Institute der Reichs- und Landesverfassung.

3) Die, auf Wunsch der Königin Sophie Charlotte von Großbritannien, geborenen Herzogin zu Mecklenburg, verfaßte und derselben dedicirte „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs" in drei Theilen, 1786; eine für die damalige Zeit, man kann sagen, elegante, klare und durchsichtige und auch dem Laien verständliche Darstellung der Reichsverhältnisse, besonders seiner Justiz- und Religionsverfassung.

4) Die vortrefflichen und gründlichen „Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Privat-Fürstenrechts", heftweise 1790—1797 erschienen; besonders wichtig für das deutsche Privat-Fürstenrecht und das sogenannte Kirchen-Staatsrecht, wobei Pütter besonders entschieden das Territorialsystem bekämpfte, kraft dessen katholische Landesherren die geistliche Gerichtsbarkeit oder Kirchengewalt auch über ihre evangelischen Unterthanen in Anspruch nahmen, und überhaupt die Verhältnisse der Religionsparteien nach dem Religionsfrieden erörterte, — eine für die damalige Zeit gewiß höchst wichtige Sache bei den vielen sogenannten Religionsbeschwerden, über welche die Unterthanen vielfach zu klagen hatten. —

Von den letzten Lebensjahren Pütter's ist wenig zu berichten. Pütter hat sich im eigentlichsten Sinne des Worts selbst überlebt; denn sein Geist war in

den letzten Jahren seines Lebens umnachtet. Er erlebte noch die Auflösung des sogenannten heiligen römischen Reichs deutscher Nation, hat sie aber nicht mehr begriffen. Aus Erzählungen eines Mannes, der ihn noch persönlich gekannt und als Curator ihm beigeordnet war, erinnere ich mich einiger Anekdoten, die ich hier wohl auch mittheilen darf. Zu den Wahnvorstellungen Pütter's gehörte unter Anderem, daß er noch in der Zeit des siebenjährigen Krieges zu leben meinte, den ihm zur Gesellschaft beigegebenen Pedellen, der auch mit ihm zusammen aß, für einen preußischen Hauptmann hielt und sich öfters darüber wunderte, daß keine Dislocation der Truppen des Königs in Preußen erfolge. Ferner: Plötzlich wurde Pütter eigensinnig, wollte sich nicht ausziehen und zu Bette legen. Dem Curator blieb Nichts übrig, als ihm ein angeblich vom Ministerium eingegangenes Rescript zu präsentiren, welches das ernstliche Mißfallen über die in Erfahrung gebrachte Widerspenstigkeit des Geheimen Justizraths Pütter zu erkennen gab. Dies wirkte auf der Stelle; denn vor einem hohen Curatorialrescript hatte Pütter stets den größten Respect gehabt. — —

Wenden wir uns jetzt zu Eichhorn, wobei wir besonders den genauen und zuverlässigen Mittheilungen von Richthofen folgen können! Die Familie Eichhorn, welcher unser Carl Friedrich angehört, stammt aus Süddeutschland, aus der Grafschaft Hohenlohe-

Oehringen. Sein Vater, der berühmte Orientalist, Theologe und Historiker Johann Gottfried Eichhorn, war durch den Hohenlohe'schen Besitz der niedern Grafschaft Gleichen Rector am Lyceum zu Ohrdruf geworden, von wo er 1775 einem Rufe als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena gefolgt war. Hier in Jena wurde unser Carl Friedrich am 20. November 1781 geboren und kam, als der Vater 1788 dem Rufe nach Göttingen gefolgt war, mit seinen Eltern hierher, wo er vier Jahre das städtische Gymnasium besuchte und bereits in seinem sechzehnten Jahre als ein reich begabter junger Mann die Universität bezog. Seine Studienzeit fällt in die Jahre 1797—1801, in welcher er noch der Schüler von Pütter, außerdem von Runde, Hugo und anderen berühmten Gelehrten Göttingens auch im Gebiete der Philologie, Geschichte und Naturwissenschaften war. Im Jahre 1801 promovirte Eichhorn als Doctor der Rechte, auf Grund einer Dissertation über den Unterschied zwischen deutschen Austrägen und bloßen Schiedsrichtern, eine für das deutsche Reichsrecht und später noch für das deutsche Bundesrecht wichtige Materie. Mit dem Entschlusse, sich der akademischen Laufbahn und vorzugsweise den publicistischen Fächern zuzuwenden, besuchte er (wie Pütter) Wetzlar und Wien und lernte dort in den Jahren 1801—1803 theils viele ausgezeichnete Personen, theils den Geschäftsgang bei den beiden höchsten Reichsgerichten

näher kennen. Im Herbste 1803 nach Göttingen zurückgekehrt, habilitirte sich Eichhorn hier als Docent und las zunächst (wie Pütter) über Reichsproceß und dann über deutsche Rechtsgeschichte. Auch wurde er alsbald Mitglied des Spruchcollegiums, folgte aber schon 1805 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte nach Frankfurt a. d. O., wo er, um den Bedürfnissen der Universität zu genügen, über die verschiedenartigsten juristischen Disciplinen Vorlesungen halten mußte. Hier legte aber Eichhorn bereits den Grund zu dem Werke, was seinen Namen besonders berühmt gemacht hat, nämlich der „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte“, wovon der erste Band im Mai 1808 erschien und wobei Eichhorn bereits die Ansichten über die Behandlung des Rechts mit der größten Klarheit und Bestimmtheit ausspricht, die er später unverändert befolgt und bezüglich des deutschen Rechts in der mit seinem Freunde v. Savigny 1815 begründeten „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ weiter ausgeführt hat.

Als Preußen in der Zeit des tiefsten politischen Falles doch den Muth hatte, 1810 die Berliner Universität zu gründen und mit Männern, die zu den Ersten ihrer Wissenschaft gehörten, die Lehrstühle zu besetzen, darunter auch Männer, welche es verstanden, das vom Unglück so tief niedergedrückte Volksbewußtsein wieder zu heben, wurde mit glücklichem Griff alsbald auch Karl Friedrich Eichhorn an die

neue Universität berufen, um das deutsche Recht zu vertreten, neben Savigny, als Vertreter des römischen Rechts, mit dem ihn die vollste Uebereinstimmung in der Behandlung des positiven Rechts verband.

Eichhorn hatte die Erniedrigung des Vaterlandes unter dem französischen Joche schwer empfunden; er war eine Zeitlang Mitglied des sogenannten Tugendbundes und Director der Frankfurter Hauptkammer, bis zur Auflösung des Bundes durch den König zu Ende des Jahres 1809. Im Jahre 1810 hatte sich Eichhorn verheirathet und war bereits Familienvater, als der langersehnte Aufruf des Königs zu den Waffen am 17. März 1813 erfolgte, dem Eichhorn nicht widerstehen konnte. Er vertauschte nun die Feder mit dem Schwerte und focht als Rittmeister des vierten kurmärkischen Landwehr-Kürassier-Regiments die Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und die Völkerschlacht bei Leipzig mit. Besonders bei Dennewitz zeichnete er sich durch kühnen Muth und Unerschrockenheit dergestalt aus, daß ihm neben dem eisernen Kreuz auch der russische Wladimir-Orden zu Theil wurde. Mit dem Bülow'schen Corps zog er 1814 mit in Paris ein, nahm aber sogleich nach Abschluß des Friedens seinen Abschied und kehrte über Göttingen, wo er einige Wochen bei seinen Eltern verweilte, nach Berlin zurück, wo er mit verdoppeltem Eifer seine Vorlesungen und seine Studien wieder aufnahm, die forthin und vorzugsweise die deutsche Staats- und

Rechtsgeschichte, deutsches Staatsrecht, Privatrecht und Kirchenrecht zum Gegenstand hatten. Im Winter 1816—1817 wurde ihm die Ehre zu Theil, dem Kronprinzen von Preußen Vorträge über deutsches Recht zu halten, die ihn durch die rege Theilnahme des geistvollen Prinzen erfreuten. In diese Zeit fällt die Veröffentlichung des zweiten und dritten Theils der Rechtsgeschichte und der berühmten Abhandlung über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland.

Der Unsrige, d. h. Lehrer an der Göttinger Hochschule, wurde Eichhorn 1817, wobei er hauptsächlich durch den Wunsch seines alternden — 1827 gestorbenen — Vaters bestimmt wurde. Er las hier abwechselnd in dem einen Semester über deutsche Rechtsgeschichte und über Kirchenrecht, in dem andern über deutsches Privatrecht und deutsches Staatsrecht. Es ist bekannt, daß gerade nach den Befreiungskriegen, in den letzten Jahren des zweiten und im dritten Decennium dieses Jahrhunderts die Zeit des größten Flors, der größten Frequenz der Universität eintrat; Göttingen zählte in dieser Zeit in mehreren Semestern 1500—1600 Studenten und damals z. B. ebenso viel Juristen, als in den letzten Zeiten die Durchschnittszahl der sämmtlichen Studirenden betragen hat. Daß, neben andern einwirkenden Ursachen, auch Eichhorn einen wesentlichen Antheil an diesem Flor und dieser Frequenz hatte, unterliegt keinem Zweifel; denn gerade ihm strömten die Zuhörer aus ganz Deutsch-

land in solcher Masse zu, daß buchstäblich keines der vorhandenen Auditorien ausreichte — und, um dem Bedürfniß zu genügen, in der sogenannten Pandektengasse ein Gebäude seiner bisherigen sehr unästhetischen Bestimmung entzogen und in einen Hörsal verwandelt wurde, in welchem auch ich noch den Vorlesungen Eichhorn's in den Jahren 1827 und 1828 beigewohnt habe.

Eichhorn's höchst bedeutende und ruhmvolle Wirksamkeit an der Göttinger Hochschule, wozu auch die Vollendung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte im vierten Bande 1821, und die Veröffentlichung seiner berühmten, in der Wissenschaft des deutschen Rechts Epoche machenden „Einleitung in das deutsche Privatrecht, mit Einschluß des Lehnrechts" im Jahre 1823 gehörte, sollte aber, im Vergleich mit Pütter's über 60jährigen Professur, eine ziemlich kurze sein; schon nach zwölf Jahren ging sie zu Ende, als Eichhorn, seiner erschütterten Gesundheit halber, Ostern 1829 seine Entlassung nahm und sich auf sein Landgut in der alten Heimath seiner Familie, nach Ammerhof bei Tübingen, welches er schon mehrere Jahre vorher erworben hatte, zurückzog. Eichhorn widmete sich hier mit Eifer der Landwirthschaft, fand aber zugleich die erforderliche Muße, um bereits im Jahre 1831 den ersten Theil (der zweite erschien 1833) seiner „Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und der evan-

gelischen Religionspartei in Deutschland" (Göttingen, auch noch bei Vandenhoeck & Ruprecht) erscheinen zu lassen; ein durchaus aus den Quellen geschöpftes, die bisherigen Bearbeitungen, insbesondere des protestantischen Kirchenrechts, durch festere Begründung seiner Principien aus der öffentlich aufgestellten Lehre der Religionspartei, weit überflügelndes, wie mir scheint, nicht überall nach Gebühr gewürdigtes, zugleich grundgelehrtes Werk!

Auch die ländliche Muße in Ammerhof dauerte aber nicht lange. Schon 1832 ließ sich Eichhorn, im Gefühl wieder gekräftigter Gesundheit, bestimmen, auf das dringende Zureden seiner Berliner Freunde, besonders v. Savigny's, einem glänzenden Ruf nach Berlin zu folgen und theils als Lehrer für Staatsrecht und Kirchenrecht in die Universität, theils als Geheimer Legationsrath in das auswärtige Ministerium einzutreten. Da ihm aber das Lesen doch zu beschwerlich wurde, so vertauschte er bereits nach zwei Jahren seine Wirksamkeit an der Universität mit der Stellung als Geheimer Obertribunalsrath. Dann wurde er 1838 zum Mitglied des Staatsraths ernannt, der damals noch eine große Bedeutung hatte, und 1842 zum Mitglied der Gesetzescommission, 1843 zum Geheimen Oberjustizrath befördert. Von 1838 bis 1843 gehörte Eichhorn zur Zahl der Spruchmänner des, freilich niemals in Activität getretenen, deutschen Bundesschiedsgerichts von 1834; auch war er 1843

Mitglied des von Friedrich Wilhelm IV. eingesetzten Obercensurgerichts geworden, eine Stellung, aus der er aber bereits 1844 wieder zurücktrat. — Schon seit 1840 hegte Eichhorn wegen seines körperlichen Befindens den Wunsch, sich ganz wieder in's Privatleben zurückzuziehen; und 1847 brachte er ihn zur Ausführung. Er zog sich wieder auf sein Gut nach Ammern zurück und starb, seit 1850 körperlich sehr leidend, am 4. Juli 1854, während eines Besuchs bei seinem Sohne, dem Appellationsgerichtsrath Otto Eichhorn, zu Cöln. — —

Möge es mir verstattet sein, nun noch einige vergleichende Betrachtungen über die wissenschaftliche Bedeutung und den politischen Charakter beider Männer anzufügen.

Ein Hauptgegenstand der Bearbeitung für Schriften und Lehrvorträge, war, abgesehen von andern Rechtsdisciplinen, sowohl bei Pütter als Eichhorn die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und das bestehende öffentliche Recht Deutschlands. Dabei zeigt sich aber doch eine nicht unwesentliche Verschiedenheit in ihren Leistungen.

Pütter war, was seine historischen Schriften betrifft, gewiß ein sehr gründlicher und gewissenhafter Forscher nnd hat auch manche bisher dominirende Vorstellungen, wie z. B. den Wahn, daß das deutsche Reich eine Fortsetzung des alten römischen Reichs sei, berichtigt; und wenn seine Leistungen auf diesem Ge-

biete die jetzigen Historiker nicht mehr so wie seine Zeitgenossen befriedigen können, so liegt der Grund hauptsächlich mit darin, daß der Pütter'schen Zeit überhaupt noch der wahre geschichtliche Sinn, wie er durch die neueren Schulen geweckt worden ist, abging, und daß die Kenntniß und Benutzung der älteren deutschen Geschichtsquellen noch eine, im Vergleich mit der jetzigen, höchst mangelhafte war. Indessen zugeben muß man trotz alledem, daß Pütter's Wirksamkeit auf diesem Gebiete keine neue Bahnen eröffnende oder Epoche machende genannt werden kann.

Wohl aber war dies bei Carl Friedrich Eichhorn der Fall. Sein großes und umfassendes Werk über die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte trägt zwar auch in seinen Anfängen und ersten Bearbeitungen noch manche Unvollkommenheiten an sich, die sich besonders wieder aus dem damals noch unvollkommneren Zustand der älteren deutschen Geschichts- und Rechtsquellen erklären. Jedenfalls war aber der Gedanke und Plan des Verfassers dieses in seiner Art ganz neuen Werks ein genialer, und mit vollem Rechte hat man Eichhorn als „Meister der historischen Schule", als den „Vater der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" bezeichnet, welcher in die Behandlung des deutschen Rechts und seiner Geschichte in Epoche machender Weise eingriff, oder, wie Jacob Grimm in seiner Vorrede zu den deutschen Rechtsalterthümern 1828 sich ausdrückte, „unter dessen Händen die Wissen-

schaft des deutschen Rechts einen neuen Schwung genommen". Auf Eichhorn's Schultern stehen alle späteren Bearbeiter der Geschichte und Dogmatik des deutschen Rechts, mögen sie auch selbst wieder noch so Bedeutendes geleistet haben, und es heißt sein großes Verdienst ganz unter den Scheffel stellen, wenn sein Werk in neueren Büchern, die wesentlich in ihrer Existenz und Beschaffenheit durch Eichhorn's Vorgang bedingt waren, seine deutsche Staats- und Rechtsgeschichte nur als die der Zeit nach erste systematische Bearbeitung aufgeführt wird, ohne ein einziges Wort der Anerkennung von Eichhorn's Verdienst als des eigentlichen Gründers der Wissenschaft. Doch fehlt es auch in neuester Zeit nicht an Solchen, welche (wie z. B. H. Schulze, Einleitung in das deutsche Staatsrecht, Leipzig 1867) bereitwillig anerkennen, daß erst durch Eichhorn's rechtshistorische Begründung ein tieferes Verständniß der wichtigsten staatsrechtlichen Institutionen, z. B. der Landstände, der Städteverfassung, des Gemeindewesens, der fürstlichen Hausgesetzgebung ꝛc. angebahnt, erst durch ihn im Staats- wie im Privatrechte eine schärfere Bloslegung des gemeinrechtlichen Kerns aus der Umhüllung zufälliger Particularitäten ermöglicht worden ist.

Sowohl Pütter als Eichhorn haben das positive Recht besonders aus seinen historischen Wurzeln zu erklären gesucht. Sie verschmähen aber keineswegs die ebenso nothwendige rationelle Begründung aus

Zweck und Wesen des Staats und der einzelnen Rechtsinstitute, ohne jedoch den Producten philosophischer Speculation oder den Forderungen der Politik eine Berechtigung zuzugestehen, sich an die Stelle des positiven Rechts zu setzen.

Die Anfänge der jetzt mit Recht herrschenden Verbindung der philosophischen und historischen Methode bei der Behandlung des Rechts lassen sich schon bei Pütter erkennen; namentlich in einigen Abhandlungen seiner „Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht", in welchen er mehrfach die Consequenzen aus der Natur des staatlichen Gemeinwesens geltend macht und gegen privatrechtliche Anschauungen der sogenannten Patrimonialitäts-Theorie sich erklärt, womit auch sein vielfach bethätigter Eifer gegen die mißbräuchliche Anwendung des römischen Rechts auf deutsche Verhältnisse in Verbindung steht.

In ähnlicher, aber das staatsrechtliche Princip noch mehr betonender und in seine Consequenzen verfolgender Weise hat Eichhorn das deutsche Staatsrecht behandelt. Zwar existirt von ihm kein gedrucktes System des deutschen Staats- und Bundesrechts, wovon ihn verschiedene Gründe abgehalten haben, insbesondere, wie er selbst einmal gegen mich äußerte, der Umstand, daß die widersinnige Verheimlichung der Protocolle der deutschen Bundesversammlung, die ich auch in der Vorrede zur 2. Auflage meines deutschen Staats- und Bundesrechts bitter genug gerügt

habe, dem deutschen Publicisten eine der wichtigsten Quellen des öffentlichen Rechts von Gesammt-Deutschland und des Staatsrechts einzelner deutschen Staaten verschloß. Alle Zuhörer Eichhorn's in den staatsrechtlichen Vorlesungen, denen auch ich noch beizuwohnen das Glück hatte, werden aber bestätigen, was ich vorhin von Eichhorn's Methode sagte, und ich lege gern das Geständniß ab, daß meine eigene Methode der Behandlung des deutschen Staatsrechts wesentlich durch Eichhorn bestimmt worden ist.

Zu den Publicisten mit politisch-reformatorischer Tendenz kann aber weder Pütter noch Eichhorn gerechnet werden. Ihr Bestreben ging nur darauf, die bestehenden Rechtszustände in ihrem Wesen zu erfassen, theoretisch zu begründen und zu entwickeln; nicht aber darauf, sie einer, das Ungenügende oder Mangelhafte derselben bloßlegenden Kritik zu unterwerfen. Für Pütter existirte so zu sagen die Gebrechlichkeit und theilweise Monstrosität der deutschen Reichsverfassung nicht, und von den relativ besten Stücken derselben, wie z. B. der Reichsjustizverfassung, hatte er, weil sie ihm als Gegenstand langjähriger, von Jugend auf betriebener Studien an's Herz gewachsen waren, eine viel zu günstige Meinung. — Ein französischer Graf de Chatenay, der mit Frau und Kind im Sommer 1777 sich hier aufhielt und dem Pütter ein Privatissimum über die deutsche Reichsverfassung in französischer Sprache gab, machte

einmal gegen Pütter die treffende Bemerkung: „Er sehe doch, daß er sich von der deutschen Freiheit, die ihm so oft gerühmt worden sei, eine unrichtige Vorstellung gemacht habe. Er finde jetzt, gegen seine Erwartung, daß es mehr eine Freiheit der deutschen Fürsten und Reichsstände als Freiheit der Unterthanen sei.“ Pütter konnte, wie er selbst bekennt, dem Fremden diesen Scrupel nicht ganz benehmen; der Gedanke an eine nothwendige Reform der ganzen Verfassung blieb ihm aber doch fern; am fernsten aber eine Kritik, wie sie der pseudonyme Hippolithus a Lapide übte, dessen zunächst auf Vertilgung des Hauses Oesterreich gerichtete Vorschläge Pütter geradezu „abscheulich“ nennt, oder auch nur so, wie sie, mehr objectiv, Samuel Pufendorf geltend macht, welcher unter dem Namen Severinus de Mozambano die völlige Abnormität der deutschen Reichsverfassung schon längst an's Licht gestellt hatte. Pütter's politischer Standpunkt, soweit überhaupt von einem solchen bei ihm die Rede sein kann, war offenbar der des Leibnitz'schen Caesarinus Fürstenerius, d. h. eines gleich gut kaiserlich und fürstlich gesinnten Publicisten, und er ist deshalb sein ganzes Leben hindurch von beiden Seiten mit gleichem Respect behandelt worden, obwohl eine seiner ersten Schriften: „Patriotische Abbildung der beiden höchsten Reichsgerichte“ in Wien nicht gefiel, weil sie in der Bevorzugung des Kammergerichts von dem Reichshofrath, wie Münchhausen warnend

schrieb, dem Kalb in die Augen gestoßen hatte. Die wichtigen politischen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts, insbesondere der siebenjährige Krieg und dessen verschiedene Erfolge, werden nur chronikenartig registrirt, aber nicht in ihrer politischen Bedeutung gewürdigt, und von der unmittelbar die Reichsverfassung berührenden, ersten preußischen Unionsbestrebung, dem Fürstenbunde Friedrich's des Großen von 1785, über welchen jüngst noch Leopold Ranke neues Licht verbreitet hat, scheint Pütter entweder gar nichts erfahren, oder es nicht der Mühe für werth geachtet zu haben, davon zu reden.

Pütter war aber trotz alledem durch und durch ein rechtlicher und braver Mann und höchst gewissenhaft in Erfüllung dessen, was er als seine Pflicht oder seinen Beruf erkannt hatte. Mag es auch jetzt zur herrschenden Auffassung gehören, ihn gegen Johann Jacob Moser oder auch Carl Friedrich v. Moser zurückzusetzen, weil er nicht gegen fürstliche Willkühr sich aufgebäumt, nicht für das Recht der Unterthanen eingetreten sei, wie die genannten Männer es gethan, in keiner Weise ist man deshalb berechtigt, ihn als gesinnungslos zu bezeichnen, oder als sogenannten Hofpublicisten zu behandeln, und dies umsoweniger, als er in seinem langen Leben gar nicht in solche Lagen gekommen ist, wie der ältere und der jüngere Moser. Sehr lebendig entwickelt war in Pütter der Rechtssinn, nicht aber der politische. Höhere Politik zu

treiben, das ging, wie er selbst einmal sagt, über seinen Horizont.

Auch Carl Friedrich Eichhorn, obwohl es gewiß nicht über seinen Horizont gegangen wäre, liebte dies nicht. Den politischen Bestrebungen der Zeit gegenüber dürfe man, wie er meinte, die Schwierigkeiten, die die Regierungen in der Ordnung der staatlichen Verhältnisse zu überwinden hätten, nicht noch vermehren und bei der Erörterung politischer Fragen, wo sie sich nicht vermeiden lasse, nicht von dem Standpunkte des Skepticismus abweichen, welchen der Privatmann dabei einzuhalten habe. Im Vergleich mit Pütter war aber Eichhorn eine viel kernigere und energischere Natur und durch und durch ein deutscher Mann, der deutsche Art und deutsches Wesen im Gebiete des öffentlichen und Privat-Rechts zur Geltung zu bringen als seine Hauptaufgabe betrachtete und der seine deutsch-patriotische Gesinnung zur Genüge durch das schon erwähnte tapfere Mitkämpfen im Befreiungskrieg von 1813 und 1814 bewährt hat, wofür auch ein unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig an seine Frau geschriebener Brief Zeugniß gibt, in welchem er in den Ausruf ausbricht: „Deutschland ist frei, und ich habe dafür mitgestritten; in meinen alten Tagen denke ich noch an dem Genuß zu zehren, den mir diese Theilnahme an der gemeinsamen Sache macht.“

Für die nach den Befreiungskriegen hervortreten-

den Bestrebungen der liberalen Parteien konnte sich Eichhorn nach seiner Eigenart nicht erwärmen. Entschiedener Gegner einer absoluten Fürstenherrschaft und der Haller'schen Theorieen, war er doch kein Freund des französischen Constitutionalismus oder nach fremder Schablone zugeschnittener Verfassungen und theilte in Betreff der sogenannten Codificationsfrage den Standpunkt von Savigny „über den Beruf unserer Zeit". Dafür war er aber der eifrigste Vertreter der Existenz, der wissenschaftlichen Begründung und praktischen Bedeutung eines gemeinen deutschen Rechts und verlangte eine, in ihrer eigenen deutschen Art gebildete und den gegenwärtigen Verhältnissen Rechnung tragende, ständische Verfassung. Hinsichtlich des deutschen Bundes blieb für ihn das, die Souveränetät und Selbständigkeit der Einzelstaaten vorzugsweise betonende Princip der Bundesacte, die Definition des Bundes als eines völkerrechtlichen Vereins souveräner Staaten, maßgebend, und er glaubte sich deshalb selbst gegen die schon bei der Gründung des Bundes gestellte Forderung der Einrichtung eines Bundesgerichtes für Streitigkeiten der Staaten unter einander und der Regierungen mit den Unterthanen und Ständen aussprechen zu müssen; eine Ansicht, die ja dann auch, nachdem noch im Deutschen Bunde verschiedene Anläufe zur Begründung eines Bundesgerichts gemacht worden waren, selbst bei der Einrichtung des Norddeutschen

Bundes, trotz der vom Deutschen Bunde sehr verschiedenen Construction, nicht gerade zur Freude aller Mitwirkenden, die Oberhand behauptet hat!

Für Preußen, dem Eichhorn, wie wir sahen, in zwei verschiedenen Lebensperioden angehörte, hatte er die lebhaftesten Sympathieen und hat es oft mit der größten Entschiedenheit ausgesprochen, daß „von Preußen die Zukunft Deutschlands abhänge und seine politische Wiedergeburt ausgehen müsse". Nach den noch in der letzten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte von 1844 (Th. IV, § 614 f.) vorkommenden Aeußerungen über den Einfluß politischer Theorieen auf die öffentlichen Zustände Deutschlands kann aber auch darüber kein Zweifel bestehen, daß Eichhorn nicht leicht geneigt war, die Aenderung bestehender Rechtszustände und die Aufhebung wohlerworbener Rechte anders als aus Gründen der dringendsten Nothwendigkeit zu entschuldigen oder als zuläßig zu betrachten.

Den Zusammenbruch der bisherigen politischen Verfassung Deutschlands oder des von ihr so lange cultivirten Rechts des Deutschen Bundes, wie er 1815 gleich von Anfang an sehr reformbedürftig, aber auch ebenso reformunfähig, gegründet worden war, hat Eichhorn nicht erlebt, — im Gegensatz zu Pütter, welcher, wie wir sahen, die Auflösung der deutschen Reichsverfassung und den Umsturz des bestehenden Staatsrechts wenigstens noch erlebte, aber freilich nicht mehr zu begreifen im Stande war. Wie übrigens

Pütter darauf vorbereitet war und wie er sich dazu verhalten haben würde, darüber gibt eine von ihm selbst erzählte kleine Geschichte Aufschluß: Als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf der Rückreise von Pyrmont am 2. August 1796 auf dem Hardenberg war und daselbst von einer Deputation der Universität, aus Stäudlin, Pütter, Richter und dem Vater unseres Eichhorn bestehend, begrüßt wurde, warf der Landrath Graf v. Hardenberg, der dem König eben zur Seite stand, im Hinblick auf die immer näher rückende Auflösung des gänzlich morschen deutschen Staatskörpers, gegen Pütter die Frage auf: „wie es mit dem von ihm bisher betriebenen deutschen Staatsrecht gehen würde“, worauf Pütter erwiderte: „Wenn ich dessen Umsturz erlebte, müßte ich darauf denken, auf die Ruinen des alten, das denn doch wohl noch manche Ueberbleibsel zurücklassen dürfte, ein neues zu bauen.“

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß auch Publicisten der neuesten Zeit wirklich in die Lage gekommen sind, dies versuchen zu müssen.

Blumenbach.

Von

A. Grisebach.

Die hohe Stufe des Ansehens und Ruhms, zu welcher Göttingen im vorigen Jahrhundert so rasch sich erhob, ist zwar zunächst dem Verdienst der Gelehrten beizumessen, die hier gewirkt haben, aber zugleich auch den Grundsätzen, die, in der Stiftungsurkunde unserer Hochschule ausgesprochen, für ihre Verwaltung maßgebend geblieben sind. Hier war von Anfang an der Blick nicht auf particularistische Interessen eingeschränkt, sondern auf den ganzen Umfang deutscher Bildung und Wissenschaft gerichtet. Nicht bloß die zum öffentlichen Dienst Berufenen sollten zu ihrem Fache sich ausbilden, um allen Zweigen der gelehrten Studien gerecht zu werden, wurde jedem ihrer Vertreter, sobald er sich als Lehrer oder als Schriftsteller hervorthat, die gleiche Anerkennung und Fürsorge von Seiten des Staats zu Theil. Ihnen allen stand je nach ihrer persönlichen Richtung gleiche Muße, völlige Frei-

heit in ihren Forschungen, in ihren Lehren und Schriften zu Gebote. Die Regierung beseelte ein ehrendes Vertrauen auf das Pflichtgefühl des Einzelnen, welches in unserem Volksstamme weder einer peinlichen Beaufsichtigung noch eines äußern Sporns bedarf. Auch möchte man darin wohl den stillen Einfluß erkennen, wie ihn das wetteifernde Zusammenleben in einem engern Kreise hervorruft, daß die Fremden, die nach Göttingen berufen wurden, an Treue und Gemeinsinn stets den Einheimischen gleichstanden. Aus den verschiedensten Ländern deutscher Zunge wurden sie hier zu gleichen Zwecken vereinigt. Die gewohnten Einwirkungen der Landesart und der Familienverbindungen wurden fern gehalten: wo es galt, ein Talent heranzuziehen, wurde nicht nach Heimath und Empfehlung gefragt, sondern nach Verdienst und Charakter. Hülfsmittel für die wissenschaftlichen Forschungen zu schaffen, wurde kein Opfer gescheut, bald waren die Anstalten dieses kleinen Orts denen der größten Hauptstädte ebenbürtig. Unter solchen Bedingungen entwickelte sich ein besonderer wissenschaftlicher Forschungsgeist, der bei den historischen Gelehrten wie bei den Naturforschern sich gleichmäßig ausspricht und der, den Strebungen der Phantasie und Speculation abhold, durch seine Richtung auf das Thatsächliche und dessen Zusammenhang bezeichnet wird. In einer Zeit, wo die Blüthe des Deutschen Reichs einer fernen Vergangenheit angehörte und seine Zu-

kunft wie verloren schien, sind es solche Mittelpunkte eigenartiger Bildung, solche Pflanzstätten der Wissenschaft und Kunst gewesen, wohin der kraftvolle Geist unserer Nation sich rettete, um das gemeinsame Band, welches uns zusammenfügt, seiner staatlichen Wiedergeburt entgegenzuführen.

Zu solchen Betrachtungen geben gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts Weimar und Göttingen den nächsten Anlaß, von beiden Orten haben die Strahlen deutscher Poesie und Wissenschaft das ganze Vaterland weithin erleuchtet. Mir aber lag es nahe, gerade heute diese Gesichtspunkte voranzustellen, weil die Bedeutung des Mannes, von dem ich zu Ihnen zu reden habe, vorzugsweise in seiner über weite Fernen ausgebreiteten, anregenden Kraft gelegen hat. Es soll gezeigt werden, wie es kam, daß der Name Blumenbach's, nicht bloß in Deutschland gefeiert, lange Zeit hindurch für unsere Hochschule eine mächtige Anziehung ausübte, wie seine Ideen in mehreren Zweigen der Naturwissenschaft den Gang ihrer Fortbildung bestimmt haben und noch in unsern Tagen fruchtbringend nachwirken. Von seiner einfachen Lebensgeschichte ausgehend, werde ich versuchen, ihn als wissenschaftlichen Forscher, als akademischen Lehrer und als bedeutende Persönlichkeit zu würdigen und uns das Bewußtsein seines Werths zu erneuern.

Blumenbach wurde im Jahre 1752 zu Gotha geboren und kam nach Göttingen, seine medicinischen

Studien zu vollenden. In manchen Fällen hat man hier gewagt, jungen, noch unerprobten Talenten einen großen Wirkungskreis anzuvertrauen, und nur selten wurde die Erwartung getäuscht, sie dadurch nur um so kräftiger emporreifen und zur vollen Entfaltung ihrer Energie gelangen zu sehen. Solche Männer konnten das Schicksal preisen, welches sie an diesen Ort geführt, dem sie daher auch Zeit ihres Lebens treu blieben. Es war eine allgemein unter den deutschen Gelehrten geltende Ansicht, daß, hier eine Stellung zu gewinnen, der höchste Erfolg sei, den ihr Ehrgeiz erreichen könne, und denen, die frühzeitig dazu gelangten, diente diese Meinung wiederum, das Verdienst ihrer Leistungen in ein glänzenderes Licht zu stellen. Dieses Glück ist Blumenbach im höchsten Maße zu Theil geworden; es war die erste Quelle seines Ruhms, der, in jugendlichen Jahren erworben, ihn eine Lebenszeit von seltener Dauer hindurch begleitet hat. Dreiundzwanzigjährig eröffnete er seine Vorlesungen; schon nach dem ersten Semester wurde er zum Professor ernannt und bereits zwei Jahre später sehen wir ihn als ordentliches Mitglied der medicinischen Facultät in einer Wirksamkeit, von deren Umfang die heutige Zeit auch nicht entfernt eine Vorstellung gibt. Denn durch Nichts treten uns der Aufschwung und die vervielfältigten Richtungen der Naturstudien, die seitdem erfolgt sind, deutlicher entgegen, als in dem Bildungsgang, den man damals

und jetzt von dem angehenden Arzte forderte, und in der Arbeitstheilung, die unter den akademischen Lehrern der durch Blumenbach vertretenen Fächer eingetreten ist. Jetzt haben wir hier für die Ausbildung der Aerzte neun ordentliche Professuren in der medicinischen und vier in der philosophischen Facultät, also dreizehn Lehrstellen, denen zur Zeit von Blumenbach's Auftreten (1775) nur vier zu entsprechen hatten. Nur zum geringsten Theil erklärt sich dieser Unterschied aus der Erweiterung unserer Anstalten und der Verdoppelung von Lehrkräften desselben Fachs; durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Medicin wurde die Theilung der Vorlesungen, die Beschränkung der Lehrer auf einzelne Fächer nothwendig. Haller lehrte Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Botanik, bei Blumenbach finden wir noch Physiologie, vergleichende Anatomie und alle Zweige der Naturgeschichte vereinigt, auch über Krankheitslehre hat er längere Zeit gelesen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß die Menge verschiedenartiger Lehrvorträge, die er zu halten hatte, für die Muße zu eignen Untersuchungen und schriftstellerischer Productivität nachtheilig war, aber wenigstens seine Gelehrsamkeit gewann dadurch an Weite des Gesichtskreises, und sein Geist wurde, durch die Mannigfaltigkeit der Naturanschauungen genährt, an bedeutenden Gedanken fruchtbarer. Als Autorität, als Kenner der Thatsachen stand ihm auf einem so umfassenden Gebiete lange Zeit hindurch in Deutschland wohl Nie=

mand gleich; in der Beherrschung der Fachliteratur hat er kaum einen in solchem Umfang bewanderten Nachfolger gefunden, seitdem die Naturforscher auf das Ueberlieferte weniger Gewicht legen als auf den Fortschritt der Erkenntniß.

So verfloß ein langes, der Lehrthätigkeit, dem Studium, der Herbeischaffung von Sammlungen und andern wissenschaftlichen Hülfsmitteln gewidmetes Leben, ohne daß äußere Schicksale es beunruhigt oder auch nur in veränderte Bahnen gelenkt hätten. Als dann das Greisenalter kam und Blumenbach fast Alle, mit denen er verbunden gewesen, überlebt hatte, sah man ihn zwar immer mehr vereinsamt und auf die Studirstube zurückgezogen, aber fast noch in den letzten Jahren hielt er seine Vorlesungen; sein körperliches Wohlbefinden war nie gestört gewesen, und, wie fremdartig und theilnahmlos er auch in der letzten Periode seines Lebens den Bestrebungen und Interessen einer neuen Zeit gegenüberstand, so zeigte die Energie seiner geistigen Kraft sich doch nicht gemindert, als ich wenige Wochen vor seinem Tode ihm von wissenschaftlichen Dingen zu berichten hatte. Er starb im Januar 1840, als das 89. Lebensjahr beinahe erreicht war; in 118 Semestern hatte er seine vielgerühmte Vorlesung über Naturgeschichte wiederholt und unserer Hochschule 65 Jahre lang als Lehrer angehört. Mit wissenschaftlichen Ehren ist er, wie kaum einer seiner Zeitgenossen, überhäuft worden.

Als er 1825 sein Doctorjubiläum feierte, wurde von den Aerzten Deutschlands eine Stiftung zu seinem Andenken gegründet, welche jungen Medicinern zur Ausbildung auf Reisen bedeutende Mittel zur Verfügung stellt.

Gleich aus der ersten Schrift, mit welcher Blumenbach bei seiner Promotion hervortrat, entspann sich seine spätere anthropologische Richtung. Die Unterscheidung von fünf Menschenrassen und ihre, aus Mittelstufen der Bildung abgeleitete, genetische Verwandtschaft ist hier zuerst ausgesprochen und, diese Lehre durch seine Sammlung von Schädeln immer fester zu begründen, ein Hauptziel seiner Thätigkeit geblieben. Er hatte in jüngeren Jahren eine eigne Geschicklichkeit, zu näherer Untersuchung solche Stoffe auszuwählen, welche im Zeitpunkt, in dem er damit hervortrat, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Damals herrschte in der Naturgeschichte die Schule Linné's unbestritten, die das Wandelbare der organischen Gebilde von dem Unveränderlichen zu scheiden und dieses auf einen einfachen Ursprung zurückzuführen strebt. Es war aber auch zugleich die Zeit Herder's, als das Streben nach Humanität in Aller Munde war und philanthropische Schriftsteller die deutschen Herzen entzündeten. Was konnte einen größern Antheil erwecken, als jene wissenschaftliche Methode auf die Naturgeschichte des Menschen angewendet und den Beweis geführt zu sehen, daß allen

Bewohnern der Erde gleiches Recht und dieselbe Würde zuzusprechen sei. Hier haben wir eine unmittelbare Verbindung gelehrter Untersuchungen mit einer gesellschaftlichen Aufgabe vor Augen. Wenn wir in der Aufhebung des Sclavenhandels unter den christlichen Culturvölkern einen der größten Fortschritte der heutigen Civilisation erblicken, so mußte die Ueberzeugung von der Ebenbürtigkeit des Negers vorausgehen, und diese Lehre war von Blumenbach begründet worden. Die Autorität hatte in jener Zeit, als die wissenschaftliche Bildung weniger verbreitet war, eine ganz andere Bedeutung wie jetzt. Blumenbach selbst beruft sich für die Einheit des Menschengeschlechts auf Haller, Linné und Buffon, er verspottet Diejenigen als Grillenfänger, die entweder mehrere Stämme unterscheiden oder, wie es sich jetzt wiederholt, den Orang-Utang von demselben Ursprunge ableiten wollten. Aber er leistete mehr als seine Vorgänger, indem er, die Methode Linné's befolgend, seinen Satz auf die umfassendsten Beobachtungen stützte, auf die Vergleichung einer Sammlung zur Naturgeschichte der Menschenrassen, welche einzig in ihrer Art war und die zum Beleg diente, daß nicht eine einzige körperliche Verschiedenheit vorkomme, die nicht durch eine Reihe von Mittelformen in die andere überfließe. Noch heute erscheint diese Untersuchung abschließend in ihrem Ergebniß und musterhaft in ihrer Ausführung. Als die Anthropologie in unsern Zeiten einen entschiedenen

Aufschwung nahm, kam man in Göttingen zusammen, um bei dem Plan zu neuen Forschungen die Sammlung Blumenbach's zu benutzen, welche die Originale zu seinen Schädelabbildungen enthält und eine der größten Zierden unserer Museen ist. Es war ein Lebenswerk, sie in dieser Vollendung zusammenzubringen, und es gehörten dazu Verbindungen, die über die ganze Erde reichten. Die Anthropologen der Gegenwart haben die begonnene Arbeit zu ergänzen und weiterzuführen, aber, was damals geleistet ward, bleibt die Grundlage aller künftigen Forschungen.

Einen ähnlichen, jedoch auf eine kürzere Zeit beschränkten Erfolg hatte die Schrift „Ueber den Bildungstrieb". In der Physiologie war die Frage über die Entstehung der Organismen an der damaligen Tagesordnung, aber in einem andern Sinne wie jetzt, wo man das Leben auf die auch in der unorganischen Natur waltenden Kräfte zurückzuführen strebt. Das Lebendige erschien von dem Leblosen durch eine unermeßliche Kluft geschieden, in dem Vergänglichen suchte man nach der ewig dauernden Ursache des Fortbestehens organischer Schöpfungen. Haller hatte die Meinung verfochten und zu allgemeiner Anerkennung gebracht, daß die Keime aller Menschen, die die Erde bewohnen, sowie aller Thiere und Pflanzen gleich bei der ersten Schöpfung entstanden seien, in unsichtbarer Kleinheit in einander eingeschlossen, so daß sie, sich

allmählich von einander ablösend, nach und nach zu ihrer Zeit zur Entwickelung gelangen und in den Kreis des Lebendigen eintreten. Gegen diese Ansicht erhob sich Blumenbach, sein Bildungstrieb ist Nichts weiter als daß, wie bei der Ernährung, so auch bei der Zeugung die Stoffe sich verbinden, und daß bei ihrer Vereinigung eine Kraft thätig wird, welche ihre Organisation zusammenfügt. Nicht der Keim ist von Anfang an gegeben, sondern nur die bildende Kraft besteht in ewiger Geltung, welche den Stoffen erst ihre Gestalt gibt. Wie die Nahrungsstoffe sich chemisch umbilden, um zu lebendigen Gliedmaßen des Leibes zu werden, so entstehen auch die Keime, wenn die Stoffe sich zusammenfinden. Blumenbach verglich diesen Vorgang aber mit einer chemischen Thätigkeit, und die Schärfe eines ahnenden Blickes verräth es, daß diese Lehre von ihm zu einer Zeit vorgetragen wurde, als die Chemie Lavoisier's noch nicht bestand, die erst beweisen sollte, daß die Grundstoffe der unorganischen Natur und der organischen Gebilde dieselben sind und ihre Mischung allerdings zur Entstehung der letztern als eine wesentliche Bedingung betrachtet werden kann. Aber ob sie die einzige sei, wissen wir noch heute nicht, das letzte Wort über die Erzeugung der Keime und über das Verhältniß des Lebens zum Leblosen ist noch nicht gesprochen. Die Widerlegung älterer Meinungen ist von Blumenbach mit Schärfe und Geist geführt: der Versuch, seine

eignen Sätze durch Beobachtungen zu erweisen, bietet der Kritik fast dieselben Blößen. Er meinte, mit Hülfe des Mikroskops die Entstehung neuer Individuen von einfach gebauten Thieren und Pflanzen gesehen zu haben; aber schon damals hätte er begreifen müssen, daß auch das mikroskopische Sehen seine Grenzen hat und in das unendlich Kleine der Natur, von dem ihre Bildungen ausgehen, nicht eindringen kann. Und eben in diesen ersten Anfängen der Stoffverbindung liegt der ursprüngliche Keim des Lebens verborgen; dieses Geheimniß wurde nicht gelüftet, es erscheint uns noch heute unnahbar wie damals.

Neben diesen beiden, zu jener Zeit so selbständig hervorragenden Untersuchungen haben Blumenbach's Lehrbücher der Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie und der Physiologie am meisten dazu beigetragen, seinen Ruf als Schriftsteller auszubreiten. Durch die klare Darstellung der Thatsachen und durch eine den Bedürfnissen des Unterrichts entsprechende Auswahl des Stoffs wußte er sich einen solchen Beifall zu erwerben, daß der Druck dieser Werke mehrfach wiederholt werden mußte: von der Naturgeschichte sind allein zwölf rechtmäßige Auflagen erschienen und die Uebersetzungen in fremde Sprachen beweisen, wie weit ihr Ansehen in die Ferne drang. Solche Lehrbücher indessen, welche den Inhalt einer Wissenschaft zusammenfassen und mit ihrem Fortschritt veralten müssen, haben für die Zeitgenossen einen größern Werth als

für die Nachwelt: der Name und Rang, den ein Naturforscher in der Geschichte einnimmt, beruht auf seinen eignen Forschungen. Einige verdanken ihren Nachruhm den Entdeckungen von neuen und wichtigen Thatsachen, oder der Ergründung von Gesetzen, von denen die Natur beherrscht wird, Andere dem Umfang ihrer Untersuchungen oder der Feinheit, mit welcher ihr Scharfsinn eine Frage bis in die letzten Falten des Verborgenen beleuchtet. Von solchen Eroberungen des in die Naturgeheimnisse eindringenden Geistes finden wir in Blumenbach's Schriften, so groß ihre Zahl und so mannigfaltig ihr Inhalt ist, keinen weitern Beleg, der noch jetzt die Aufmerksamkeit auf sich zöge. Es lag jener Zeit, die dem Aufschwung der deutschen Philosophie so günstig war, der Gedanke ferner, als jetzt, daß man, um der Natur Etwas abzugewinnen, sie selbst befragen müsse, man meinte, durch Nachdenken und Erwägen der Erscheinung in ihr Inneres einzudringen. Als Cuvier und Baer auftraten, von denen eine neue Epoche ausging, war die Entwickelungsperiode von Blumenbach's Leben schon vorüber. In der Naturgeschichte blieb er auf dem Standpunkte Linné's stehen und besaß doch nicht die dem Anspruch auf äußere Anerkennung abgewandte Entsagung, ihm in der Breite vergleichender Einzelbeobachtungen nachzufolgen. Seine Neigung zu literarischen Studien und sein Hang, dem Ungewöhnlichen einen größern Werth beizulegen, als dem typisch Ge-

ordneten, hielt ihn von erschöpfender Arbeit zurück. Wie ist es nun zu erklären, daß er ohne Leistungen von größerm Umfange und zugleich bleibendem Werth doch den Naturforschern ersten Ranges zugezählt worden ist, und zwar nicht bloß von der Menge, die durch äußern Erfolg geblendet wird, sondern von den besten Köpfen, selbst dann noch, als die Wissenschaft längst in andern Bahnen sich bewegte?

Es gibt noch einen andern Weg zur Ehre und zum Ruhm, als den durch Ausbau und Vertiefung der Erkenntniß, eine Bahn, deren Spuren in der Geschichte leichter verlöschen, obgleich die Zeit, in der sie eingeschlagen wurde, in ihrem Beifall doch keineswegs zu weit ging. Die größte Wirksamkeit Blumenbach's bestand in der Anregung durch die Wissenschaft befruchtender Ideen, die, als er selbst seinen Stern erbleichen sah, von Andern ausgebeutet, erst unter fremder Pflege ihre Blüthen und Früchte getrieben haben. Linné hatte das Thierreich nach den äußern Merkmalen der Gestaltung und Lebensweise geordnet; Blumenbach richtete den Blick auf die innern Organe, und erst hierdurch ist es möglich geworden, den Plan der verschiedenen Bildungen zu verstehen und eine vergleichende Anschauung zu begründen, welche nicht bloß einzelne Formen zu unterscheiden strebt, sondern ihrer natürlichen Verwandtschaft nachgeht und gleichsam nach ihren Baustylen die Organisationen zusammenfaßt. Gleich zu Anfang seiner Laufbahn eröffnete Blumen-

bach Vorlesungen über den innern Bau der Thiere, sein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie ist das erste seiner Art gewesen. Aber er führte die Aufgabe nicht weiter als zu einer Sammlung aphoristischer Kenntnisse; erst Cuvier war es vorbehalten, ein Werk von so weitem Umfange nach großen Entwürfen zu unternehmen und durch zusammenhängende Untersuchung auszuführen, erst durch seine Arbeit hat das Natursystem der Thiere seine sichern Grundlagen erhalten.

Eine ebenso reiche Ernte würde Cuvier auch auf einem andern Felde zu Theil, dessen Fruchtbarkeit Blumenbach zuerst erkannt hatte und das er versäumte zu bebauen, nachdem er einige wenige Samenkörner ausgestreut und an ihrem Wachsthum sich die Güte des Bodens erprobt hatte. Was die Vorwelt an Versteinerungen und sonstigen Ueberresten organischer Schöpfungen zurückgelassen, war noch wenig bearbeitet. Blumenbach richtete darauf vorübergehend seine Aufmerksamkeit, er fand sich durch die in den Kalkgesteinen unserer Gegend eingeschlossenen Schalthierreste angezogen und redete gern davon, daß wir in den Straßen unserer Stadt sogar die Denkmale von untergegangenen Thiergeschlechtern täglich vor Augen haben. Bald erlebte Cuvier den Triumph, eben nach dem Plan ihrer Bildung aus Fragmenten die ganze Organisation einer nicht mehr bestehenden Schöpfung enträthseln zu können, gleichsam an den Klauen den Löwen zu erkennen. Aber erst viel später gedieh eine

andere Saat zur Reife, die auf diesem Gebiete ebenfalls von Blumenbach ausgegangen ist. Er bemerkte zuerst, daß die Thiere und Pflanzen einer frühern Welt entweder den lebendigen Organismen gleich gebaut oder ihnen nur ähnlich sind, oder endlich durchaus fremdartig der heutigen Schöpfung gegenüberstehen. Hierauf gründete er drei, der Zeit ihres Bestehens nach geordnete Altersclassen: das mit den heutigen Gebilden Uebereinstimmende ist am spätesten erzeugt worden, das Aehnliche früher, und das Fremdartige besteht aus den ältesten Bewohnern der Erde. Hätte er diese Ideen im Einzelnen ausgearbeitet, auf die er nur durch wenige ausgezeichnete Beispiele geleitet worden war, es wäre eine unvergleichliche Leistung gewesen; diesen Weg hat Buch ein halbes Jahrhundert später eingeschlagen und dadurch die Geologie zu dem gemacht, was sie nun geworden ist, eine nach gegliederten Zeiträumen geordnete Geschichte der organischen Schöpfungen, die dem Menschen vorausgegangen sind und von denen die letzten gleichzeitig mit ihm lebten.

Wie Blumenbach als Lehrer der Jugend an unserer Hochschule gewirkt hat, ist zwar unvergessen und lebt noch jetzt in der Ueberlieferung unter uns, aber kann doch von Denen, die seine Vorlesungen in späterer Zeit besucht haben, leicht irrig beurtheilt werden. Der Zeitgeschmack hatte sich verändert, man kann wohl sagen, veredelt, man fand es nicht mehr

erträglich, wenn ein Lehrer darauf auszugehen schien, seine Zuhörer durch unterhaltende Abschweifungen zu fesseln, die von dem Ernst der Wissenschaft weit entfernt sind. Und doch war lange Zeit hindurch der äußere Erfolg von Blumenbach's Vorträgen der höchste gewesen, den ein akademischer Lehrer erreichen kann, und hat seinem so weit reichenden Ansehen zur bedeutendsten Unterstützung gedient. Die Mehrzahl der Studirenden, welches auch ihr Fach sein mochte, meinten Blumenbach's Naturgeschichte als allgemeines Bildungsmittel besuchen zu müssen; ihn zu hören, war für Viele der Beweggrund, der sie unserer Hochschule zuführte. Und was war es nun, was sie bei ihm fanden? Ein näheres persönliches Verhältniß zu seinen Schülern ist wohl nicht leicht eingetreten, auch sind Fachgelehrte, die, von ihm ausgebildet, seiner Richtung gefolgt wären, kaum anzuführen. Aber er hatte ein scharfes Urtheil über die Mittel, durch welche man damals Hörsäle zu füllen vermochte, und verstand es, sie anzuwenden. Er berief sich selbst auf einen Ausspruch des Quintilian, daß die Aufmerksamkeit der Jugend leicht durch eine nüchterne Ueberlieferung der Thatsachen abgestumpft werde und daß man sie durch Anmuth des Vortrags reizen müsse; zu diesem Zwecke standen ihm Witz und Satire zu Gebote, und leicht wurden sie zur Hauptsache. Wenn man nur für das Gedächtniß redet und nicht vielmehr das Nachdenken zu wecken sucht, mag ein solches

Streben berechtigt sein; jedenfalls paßte es zu einer Zeit, in welcher das Naturstudium einen überwiegend literarischen Charakter hatte und Niemand daran Anstoß nahm, wenn der Faden des Vortrags durch erheiternde, selbst burleske Episoden unterbrochen wurde.

Was man von solchen Ausbrüchen der Laune aus Blumenbach's Vorlesungen sich erzählt und wiedererzählt hat, wäre ein unerschöpfliches Thema, aber verdient wohl nicht, zu seinem Andenken aufbewahrt und an diesem Orte durch Beispiele belegt zu werden. Der Eindruck, den es hervorbrachte, beruhte übrigens nicht sowohl auf jener Quintilianischen Anmuth der Wendungen, als auf den scharfen Spitzen seiner Rede, und wurde erhöht durch ein ausdrucksvolles, obwohl gesuchtes Geberdenspiel, durch eine abgerissene, aber schlagende Art des Vortrags. Alles dies trug ihm den Ruf einer durchaus originalen Persönlichkeit ein, die noch anziehender erschien, als die Gegenstände aus den Museen, welche er mit unermüdlicher Geduld herbeizuschaffen und vorzuzeigen geschäftig war. Durch die mannigfachen Anschauungen, die hier geboten wurden, waren seine Vorlesungen freilich auch für den Lernbegierigen belehrend; durch seine Bemühung, dem Gedächtniß das Sinnliche einzuprägen, behielten sie einen bleibenden Werth. Wenn er vom Faulthier sagt, daß es eine volle Stunde gebrauche, um sechs Fuß von der Stelle zu kommen, so hat er der Phan=

tasie durch diesen Ausspruch ein lebendes Bild geboten. Oder wem entginge der Eindruck seiner persönlichen Erscheinung, der die Grazien an der Wiege nicht gerade gelächelt hatten, wenn er, um das glänzende Gefieder des Kolibri's hervorzuheben, in seinem Humor sich selbst nicht verschonend, ganz gegen seine Gewohnheit zu Versen sich herbeiließ und folgende Strophe mit Nachdruck aussprach:

„Darf ich Dich, o Schöpfer fragen,
Warum mußte diese Zier
Solch ein kleiner Vogel tragen?
Warum gabst Du sie nicht mir?"

Aber es mußte in seinen Vorträgen doch noch etwas Anderes, Bedeutenderes liegen als diese Anschaulichkeit und seine bald spielende, bald schneidende Kunst, das Interesse der Zuhörer zu wecken. Wie hätte er hierdurch den hervorragenden Naturforschern und Aerzten genügen können, die ihn als Lehrer hoch verehrt haben, wenn sie auch nicht für die Zoologie von ihm gewonnen sind. Wie lebhaft haben Einige ausgesprochen, was sie ihm verdankten, in seiner Jugendzeit Sömmering, in spätern Jahren Rudolphi und Stieglitz, und wie entschieden und folgenreich ist der Einfluß gewesen, den er auf mehrere der bedeutendsten Forschungsreisenden unseres Jahrhunderts ausgeübt. Hier steht unter seinen Schülern Humboldt selbst an der Spitze, der sein Verhältniß zu Blumenbach in anerkennender Erinnerung trug; an den

Unternehmungen von Sibthorp und Hornemann im Orient, an denen des Prinzen Wied in Amerika hat er einen noch unmittelbareren Antheil gehabt. Auch hier springt es in die Augen, daß dieselbe anregende Wirksamkeit, die seinen Schriften zukam, auch seinen Lehrvorträgen eigen war. Die große Menge achtete er nicht, oder suchte sie zu blenden, die Auserwählten fanden bei ihm die zündenden Gedanken, die ihren Forschungseifer anspornten. Seine ungewöhnliche Belesenheit im Bereich der Erdkunde, von der er als Schriftsteller weniger Gebrauch macht, gaben seinen Vorträgen eine Mannigfaltigkeit des Inhalts, deren Werth eben bei seinen Schülern zur Entfaltung gediehen ist, die in fremden Zonen sich einen gefeierten Namen erworben haben.

In diesen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten von Blumenbach's Lehrthätigkeit ist aber auch die Ursache zu erkennen, weshalb sie in seinem Alter ihre Bedeutung verlieren mußte. Es kam die Zeit, wo die Jugend, von der deutschen Philosophie begeistert, nur solche Vorträge schätzte, in denen das Einzelne von allgemeinen Gesichtspunkten abgeleitet wird. Je strenger die Methoden wurden, desto weniger Spielraum blieb einem Lehrer, der durch unterhaltende Scherze zu zerstreuen liebte, die, alljährlich wiederholt, ohnedies den Reiz der Neuheit längst verloren hatten. Aus den Ideen aber, die, einst seinem Geiste entsprungen, den Vorträgen tiefern Gehalt gaben, waren

neue Zweige der Naturwissenschaft erwachsen; nachdem sie Frucht getragen, hatten sie ihren Lohn dahin.

In seinen äußern Verhältnissen, die so früh geordnet waren, hat Blumenbach sich gleichmäßig behauptet. Er war eine durchaus bewußte, einsichtige und sich selbst beherrschende Natur, die in jedem Betracht ein Lebensglück zu begründen und sich zu bewahren verstand. Durch sein persönliches Auftreten brachte er sich von früher Jugend an stets zu bedeutender Geltung und, weder sich vordrängend noch abschließend, verfehlte er, wenn es einen Zweck hatte, nicht, sich einflußreiche Personen zu verbinden: mochten es Gelehrte oder Minister und Fürsten sein, er wußte ihnen eine hohe Meinung von seinem Werth einzuflößen und sie für das, was er wünschte, zu gewinnen. Schon im Jahre 1778 hatte er sich mit der Tochter jenes älteren Brandes verheirathet, der damals die Verwaltung der Universität in Hannover leitete; dadurch war er sowohl mit Heyne, als mit dem jüngern Brandes verschwägert, welcher in der Folge das Amt seines Vaters bekleidete. So lebte er von Anfang an in persönlichen Verbindungen, wodurch seine äußere Stellung gehoben, sein Einfluß gesichert wurde; aber, seinen Studien hingegeben, mißbrauchte er diese Vortheile niemals und enthielt sich vielmehr der Einwirkung auf die Universitätsangelegenheiten, wo sie nicht gefordert wurde. Um seine wissenschaftliche Muße nicht gestört zu sehen, hat er das Amt eines

Prorectors nicht übernehmen wollen. Was hier in Göttingen geschah, um seine Wirksamkeit zu heben, erfolgte ohne sein Zuthun: nie hat man in seiner eignen Sphäre einen Mitbewerber zugelassen. Aber nach auswärts pflegte er seine Verbindungen, und es gelang ihm, die ersten Gelehrten seiner Zeit für sich einzunehmen.

Als er eben erst anfing, sich bekannt zu machen, hat er noch von Haller in dessen letzten Lebensjahren Zeichen der Anerkennung empfangen. Als er im Jahre 1791 nach England reiste, wurde er von Banks, dem Präsidenten der Royal society und damals dem einflußreichsten der britischen Naturforscher, mit größter Hochachtung aufgenommen. Es wurde ihm auf seinen Wunsch gestattet, in Gegenwart der ersten Gelehrten sechs ägyptische Mumien zu öffnen, die das britische Museum besaß und die in damaliger Zeit, als die Kunde von jenen Alterthümern noch unerschlossen war, zu den seltensten Merkwürdigkeiten gehörten.

Einen noch viel bedeutenderen Erfolg hat Blumenbach's Persönlichkeit durch die Theilnahme französischer Gelehrten errungen; seine Reise nach Paris im Jahre 1806 bildet einen Glanzpunkt seines Lebens und steht im engsten Zusammenhange mit der Geschichte unserer Universität, der er dadurch wenigstens mittelbar den wichtigsten Dienst zu leisten im Stande war. Er fand eine ausgezeichnete Aufnahme und trat den

Pariser Naturforschern persönlich nahe, als er in diplomatischer Mission mit Martens zu Napoleon gesendet wurde, um in jenen Kriegszeiten Göttingen dem französischen Schutz zu empfehlen; kurz vor der Schlacht bei Jena erwirkte er eine Audienz beim Kaiser, die von weiteren Folgen war. Denn nach der Errichtung des westphälischen Königreichs wurde die Lage für Göttingen noch drohender, das Unterrichtswesen sollte neu geordnet werden. Es bestanden damals neben Marburg noch drei andere Universitäten, die von Kassel aus geleitet wurden, Göttingen, Helmstedt und Rinteln, es handelte sich um deren Aufhebung, und es galt, den Fortbestand Göttingens zu retten. Daß dieser Zweck erreicht wurde, während die beiden andern Hochschulen damals beseitigt worden sind, wird dem Einflusse von zwei der größten Naturforscher beigemessen, die damals in Paris lebten. Laplace und Cuvier sollen es gewesen sein, die dem französischen Kaiser vorstellten, daß eine Hochschule, an welcher ein Mann von der Bedeutung Blumenbach's thätig sei, unter allen Umständen erhalten werden müsse. Cuvier mochte sich wohl der Anregung bewußt sein, mit welcher sein eigner Ruhm in so unmittelbarer Beziehung steht. Gewiß ist, daß Göttingen sich auch unter der Fremdherrschaft einer seltenen Schonung und Pflege erfreute und im Druck dieser Zeiten nicht gesunken ist. Daß Blumenbach selbst aber schon früher auch in Hannover für besonders

geeignet gehalten wurde, den feindlichen Armeen gegenüber das Wohl der Universität wirksam zu vertreten, ergibt sich aus einer Verfügung, nach welcher er jede an französische Generale zu sendende Deputation begleiten sollte; so ist er zweimal bei Mortier und später auch im Hauptquartiere Bernadotte's für Göttingen thätig gewesen. Die Verdienste, die er sich hierbei auch um unsere Stadt erwarb, wurden in der Folge von dieser dadurch anerkannt, daß man sein Haus zwanzig Jahre lang von allen Gemeindeabgaben befreite.

So lange Blumenbach an der Universität in voller Wirksamkeit stand, hat sie ihm so viel zu verdanken gehabt, daß man es wohl als einen ihm schuldigen Tribut ansehen mochte, ihm im Bereich seiner Fächer die alleinige Vertretung zuzugestehen. Indessen bestand doch neben ihm eine besondere Professur für Botanik und eine neue wurde für Hausmann als Mineralogen gestiftet. Seine Naturgeschichte, die ohnedies überwiegend Zoologie war, blieb, so lange Blumenbach lebte, mit der Physiologie in demselben Lehrstuhl vereinigt. Es ist jedoch eine Täuschung, zu meinen, daß durch Fernhaltung der Concurrenz eine akademische Kraft gesteigert werde und sich vollständiger bewähren könne, nicht einmal das persönliche Interesse wird dadurch befördert. Ein wissenschaftliches Studium blüht um so höher auf, je reicher in verschiedenen Richtungen an derselben Anstalt die Hülfsmittel und

Lehrkräfte sich darbieten. Werfen wir einen Blick auf diejenigen Fächer, die im heutigen Göttingen in höchster Blüthe stehen, und vergleichen sie mit den damaligen Zuständen, so können wir uns von dieser Wahrheit leicht überzeugen. Was man damals für eine verdiente Rücksicht und Kräftigung hielt, war ein Mangel, unter dessen Herrschaft, so hoch auch Blumenbach's Werth gepriesen wurde, doch keine Schule von Naturforschern entstanden ist; es wurde zu einer Verarmung, als die schöpferischen Zeiten seines Lebens vorüber waren. Aber schon früher hätte es wahrscheinlich ihm selbst zum Gewinn, wie der Hochschule zum Segen gereicht, wenn man Forster, der Blumenbach's Richtungen ergänzt und erweitert haben würde, als er von hier aus nach Mainz seinem Verhängniß entgegenging, an Göttingen hätte fesseln wollen. In späterer Zeit, als die Physiologie einen hohen Aufschwung nahm und die Fächer Blumenbach's auf andern deutschen Hochschulen getheilt und von jugendlichen Talenten besetzt waren, mußte die unsrige an Lehrkräften Decennien lang zurückstehen.

Ein langes Leben kann zur Bürde werden, nicht immer für Den, der sie trägt, aber für das Gemeinwohl einer Anstalt, die nur im Wetteifer strebender Köpfe erblühen und sich in ihrer Blüthe erhalten kann. Blumenbach selbst hat die Last der Jahre nie empfunden; über die traurigen Eindrücke des Alters wußte er sich zu erheben, sein begründeter Wohlstand

hielt jede Sorge fern. Nicht aber in seinen Erfolgen und Glücksumständen sah er eine wahre Quelle der Befriedigung, sondern, wohl wissend, daß Geistesnahrung für ihn das höchste Gut sei, hat er sein Leben mit Arbeit ausgefüllt und dadurch bis zum Ende seiner Tage sich die angeborne Heiterkeit der Seele bewahrt. Wir aber, seinen Werth nach dem Maße seiner Zeit abwägend, können uns wohl seines Andenkens erfreuen, indem wir hoffen, daß der Stern, der seine Lebensgeschichte mit der unserer Hochschule verband, noch nicht erloschen sei. Möge er uns Kräfte erhalten und zuführen, die, wenn sie auch an äußerer Geltung ihn nicht überstrahlen, doch an innerer Bedeutung ihm ebenbürtig oder überlegen sind.

Jacob Grimm.

Von

K. Goedeke.

Verehrte Versammlung!

Mir ist die ebenso schwierige, wie ehrenvolle Aufgabe gestellt, Ihnen über Jacob Grimm zu berichten, der zwar unserer Universität nur wenige Jahre angehörte und verhältnißmäßig auch nur eine geringe Zahl von Schülern um sich versammelte, aber zu den eigenthümlichsten und bedeutendsten Geistern zählt, die Göttingens ruhmreiche Geschichte bilden. Da seine Bestrebungen nicht unmittelbar auf ein Gebiet der praktischen Wissenschaft gerichtet waren, entziehen sich die Wirkungen, die von ihm ausgegangen und dauernd ausgehen, leicht den Blicken, zumal er ein fast brach gelegenes Feld zuerst und lange Zeit fast allein bebaute.

Grimm ist Grammatiker, Verfasser einer deutschen, überdies unvollendeten Grammatik, eines Buches, das, außer den fachgelehrten Kreisen, wohl kaum oder selten

aufgeschlagen worden; auch in allen übrigen Werken, die er allein geschaffen, waltet das Grammatische vor, und hat durch die Fülle vorausgesetzter Sprachkenntnisse auch wohl für Fachgelehrte etwas Zurückscheuchendes; allein in seinen Händen ist dies wissenschaftliche Mittel, wenn es auch mitunter als Selbstzweck gehandhabt erscheint, nur ein mächtiger Hebel, um die lastenden Massen zu bewegen und wegzuräumen, unter denen das Alterthum einer fast vorhistorischen Zeit verschüttet lag, zunächst das vaterländische; im weitern Umfange aber auch das Alterthum des Menschengeschlechtes überhaupt, das von den Höhen Asiens sich nach Westen ergoß und in seiner weiten Ausbreitung die Spuren seiner Urverwandtschaft wie fremdartige Züge einer verblassenden lückenhaften Schrift nur dem scharfen Blick eines allseitigen Forschers hinterlassen hat.

Die Lebensschicksale, die Grimm selbst zum Theil in anmuthiger Naivetät geschildert hat, berühre ich nur obenhin. Jacob war am 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, sein Bruder Wilhelm dreizehn Monate später. Beide wurden auf dem Lyceum zu Kassel vorgebildet und studirten in Marburg die Rechte. Die Vorträge des nur wenige Jahre ältern Savigny gewannen auf Jacob's Leben und Studiren den entschiedensten Einfluß und weckten in ihm umfassende Vorstellungen von der Aufgabe des Geschichtsforschers. Ihm beruhte die geschichtliche Entwickelung eines Volkes in der wechselweisen Durchdringung und Ent-

faltung seines Lebens in seinem Glauben, seinen Sitten, seinem Recht, seiner Staatsbildung, seiner Sprache und Poesie. Während der Mensch mit seinem Glauben das Uebersinnliche berührt, sich näher zu bringen und in erhebenden Formen, Bildern und Bräuchen zu umfassen sucht; seine Sitten daraus ableitet und mit tieferem Gehalt erfüllt; seine Rechtssatzungen auf beide gründet und beide damit bestätigt, umfaßt er mit einer nicht anerschaffenen oder offenbarten, sondern erworbenen bildungsfähigen Sprache (Kl. Schr. I, 261. 275) alle geistigen Elemente und bewahrt in ihr seine Geschichte den späteren Geschlechtern. Die Tragweite dieser Vorstellungen mochte während der Studienzeit mehr geahnt als erkannt werden; innerhalb derselben bewegten sich jedoch die forschenden Versuche von früher Zeit an.

Grimm war 1805 mit Savigny in Paris, wurde nach der Heimkehr Accessist beim Kriegssecretariat und unter westphälischer Herrschaft Bibliothekar des Königs Jerôme auf Wilhelmshöhe, verbrachte später drei Vierteljahre auf dem Wiener Congreß, besorgte dann Aufträge der preußischen Regierung in Paris und erhielt nach dem Frieden die zweite Bibliothekarstelle in Kassel, wo sein Bruder Wilhelm schon seit einem Jahre im Amte stand. Die Dienstarbeiten waren mäßig und ließen Raum zum Studium. „Es begann die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch fruchtbarste Zeit meines Lebens“, sagt Grimm, „und

Nichts hätte gefehlt, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder" (Kl. Schr. I, 14). Von nun an wandte sich Jacob größeren, umfassenderen Arbeiten zu, die er nun auch allein auf seinen Namen ausgehen ließ, während die Brüder bis dahin mehrfach gemeinsam aufgetreten waren, doch auch jeder schon für sich.

Beide hatten nach allen Seiten hin und von allen Seiten her geforscht und gesammelt, Dichtungen, Märchen, Sagen, Vereinzeltes, bis dahin kaum Beachtetes, ja Verachtetes, Verfolgtes. Gerade daß so viel Zerbröckeltes, Unvollendetes und lückenhaft Aufbewahrtes vor Augen trat, reizte die Einbildungskraft an und weckte die Lust, die Mittelglieder zu ergänzen. Offenen Blicken konnte sich nicht bergen, daß hier ein frisches fast unbebautes Feld vorliege, dem günstige Erträge abzugewinnen seien. Was in den letztverflossenen hundert Jahren dafür unternommen worden war, erwies sich als ohnmächtig, darunter ragten Bodmer's Bemühungen als das Bedeutendste vor, ohne daß sie Nachfolge, geschweige Fortschritte aufgerufen hätten (Kl. Schr. I, 168). Zum Theil hatte es an der richtigen Methode gefehlt und, obwohl auch die Brüder noch nicht den sicheren Stab gefunden, waren sie doch auf dem richtigen Wege, an dem sie aufnahmen, was sie Eigenthümliches fanden, ohne zu sorgen, wann, wie oder wo Gebrauch davon zu machen sei. Bei Jacob stand die Forschung ohne bestimmt gesteckte

Ziele, bloß ihrer selbst wegen und ohne feste Begränzung, näher und höher, als bei Wilhelm, der in engeren Schranken sich zu bewegen liebte und bestimmt umrissene Gebiete sauber und reinlich behandelte und für diese Zwecke fleißig forschte und sammelte, gern aber die kühnere Combination dem Bruder überließ, dessen unverdrossener Fleiß auch ihm und seinen Arbeiten zu statten kam. Denn beide pflegten ihre Sammlungen als Gemeingut, und nur gelegentliche Nachsammlungen für ganz specielle Zwecke betrieb der Eine oder Andere, während das Gesammelte doch wieder in den gemeinen Schatz floß. Und nicht lediglich bei ihren gelehrten Studien. Durch wen die meisten Erwerbungen zuströmten, kann nicht zweifelhaft sein. Jacob hatte eine entschiedene Neigung für das Epos nach seinem Wesen, nach Ursprung, Entwickelung und Verzweigung, Wilhelm für ein bestimmtes episches Gedicht; Jacob fragte nach den Formen der Poesie, Wilhelm nach allen Feinheiten der Form einer einzelnen Dichtung; Jacob lauschte der Poesie in Flur und Hain, im Berg und Wasser, im Leben der Hirten, Jäger und Ackerbauer, wie den spanischen Romanzen, den epischen Rhapsodieen der Serben, den Liedern der Edda, den Gesängen des Volkes und den künstlichen Strophen der Dichter von Profession, während Wilhelm sich bestimmte Dichtungen heraussuchte, um sie als solche von Entstellungen zu reinigen oder aus der fremden Sprache der heimischen zuzuführen, wie bei

den dänischen Heldenliedern. Vor Allem unterschieden sich beide darin, daß Wilhelm die Grammatik kaum jemals anders behandelte als ein Mittel, das Verständniß eines Denkmals zu erschließen und zu begründen, während Jacob darin einen Schlüssel zum Verständniß des Alterthums handhabte und deshalb seine Kraft und Gewalt an der Bildung zu erkennen und zu erproben suchte. Daß sich dabei nicht jedes Schloß willig öffnete, an das er sich wagte, bedarf keiner Beschönigung und wird sich vielleicht deutlicher zeigen. Das Beste aber, mit dem er, von Aufsätzen in Zeitschriften abgesehen, selbständig hervortrat, war eine Entdeckung, die über alle Widersprüche berufener und unberufener Zeitgenossen hinaus gedauert und sich als Wahrheit bewährt hat. Er suchte darzuthun, daß, was man als Minnesang und Meistersang zu unterscheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinschaftlichen Form dasselbe sein müsse, ihre Abweichung nur als Herabsinken einer Kraft in Unkraft anzusehen sei, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, so daß doch immer noch bedeutende Aehnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Ansicht erkannte er fortwährend als die richtige, und zu erster Entscheidung schienen ihm auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; doch hörte er später nicht gern Berufungen auf das Buch, weil ihm das Material nicht reich genug war und er Manches, was die erste Behandlung überwuchert hatte, gern zurückgehabt hätte.

„Es ist nicht erfreulich, wenn man für den Standpunkt in Anspruch genommen wird, den man vor fünfzig Jahren verlassen hat", pflegte er zu sagen; „man lernt doch zu!" Wie er zugelernt, erkennt man an seiner kleinen mythologischen Untersuchung über die Irmensäule, wo noch alle Vorstellungen unsicher schwanken (vgl. Raumer, S. 441 f.) und Wort und Namenanklänge zu der erstaunlichsten Combinirung des Entlegensten führen, wobei Erborgung geleugnet, tiefere gemeinschaftliche Ursprünge vorausgesetzt werden.

Um diese Voraussetzung, von der alle seine Studien getragen wurden, auf die Stufe einleuchtender Ergebnisse zu haben, setzte er dem Kreise des im Einzelnen Verglichenen allmählich engere Grenzen, während das Vergleichen selbst sich fortdauernd erweiterte und durch die Untersuchung über den Bau und die Bildung der Sprachen mit den kräftigsten Beweismitteln unterstützt wurde. Schon früh und schon vor Bopp's unabhängig von Grimm gemachten Entdeckungen war letzterer mit dem schärfsten Blick in einzelne Mittel der bildenden Sprache eingedrungen und hatte die Hereinziehung der Personalpronomina als Endung in die Passivformen des griechischen Verbums, wenn auch nur in Form einer Frage nach der Möglichkeit aufgestellt (Allgem. Lit.-Ztg. 1812, 7. Febr, Sp. 259). Andern wichtigen Aufklärungen war er ganz nahe, als er (ebendas. Sp. 244) zuerst vom Umlaut sprach, unter

dem er freilich auch noch den Ablaut und die Wandlung der anlautenden Consonanten begriff. Doch lagen seine etymologische Fähigkeiten noch ziemlich unentwickelt, was einem gleichfalls scharfen Beobachter, A. W. Schlegel, nicht entging. Dieser griff in einer Beurtheilung der „Altdeutschen Wälder", einer Zeitschrift, die Jacob und Wilhelm in Heften herausgaben, Grimm's babylonische Sprachverwirrung in den Etymologieen mit wahrem Behagen und schonungsloser Bitterkeit an (Heidelb. Jahrbücher 1815, S. 721 ff.). Schlegel drang auf streng philologische Methode und zwar vor Allem auf grammatischer Grundlage, auf Erforschung der Gesetze, Fähigkeiten und Freiheiten der Sprache. Das war Grimm's eigene Forderung an sich selbst von Anbeginn gewesen, doch hat er wiederholt mündlich bekannt, daß die Recension Schlegel's, trotz der Schärfe und Bitterkeit ihres Tones starken fruchtbringenden Einfluß auf die Einrichtung seiner weitern Studien geübt hat, wie das im Verfolg derselben auch unleugbar hervortritt. Denn wenige Jahre später erschien der erste Theil seiner deutschen Grammatik, der ausgereicht haben würde, ihm eine ruhmvolle Stellung neben den ersten Grammatikern aller Zeiten zu sichern. Ehe ich Sie, wenigstens oberflächlich, damit bekannt mache, muß ich der beiden gemeinschaftlichen Sammlungen der Brüder gedenken, von denen die ältere den Namen der Sammler in die weitesten Kreise geführt und in der Kinderwelt

und dem Hause heimisch gemacht hat. Es sind die Märchen, die sie gemeinschaftlich aus dem Munde des Volkes, hin und wieder aus Handschriften, einige auch aus älteren Büchern entnommen und in schmuckloser Einfachheit erzählten. Das Lächeln, mit dem man damals von den Hausmärchen sprach, welches vornehm aussah und doch so wenig kostete, konnte sie nicht abschrecken, sie auch für andere Kreise als die der am bloßen Stoff hängenden Jugend zu empfehlen, da sie in ihnen alte längst verloren geglaubte deutsche Mythen erkannt hatten, in denen die Belebung der ganzen Natur, der Gegensatz zwischen Hell und Dunkel, das leibliche Auftreten Gottes, des Todes, Teufels, Wunschdinge und vieles Andere von der Zeit unverwischte Spuren des Heidenthums sind. „Das zwischen gewachsene epische Grün hat den Zusammenhang längst verdeckt oder zerstört, aber die Poesie ist geblieben und die Moral, die weder Ursprung noch Zweck gewesen, erwächst daraus wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen." Jacob konnte warm entgegnen, wenn man voraussetzte, daß er an dieser und der Sammlung deutscher Sagen weniger Antheil habe, als Wilhelm; er habe nicht allein mitgesammelt und dargestellt, er habe auch an dem dritten Theil, der die gelehrte Vergleichung fremder Märchen enthält, vielleicht das größte Stück der Arbeit geleistet und wolle gelegentlich davon eine neue, ganz anderes Gesicht gewinnende Umarbeitung geben.

Wer die Art der Brüder genauer kennen gelernt, sagt sich ohnehin, daß die vergleichenden Zugaben zu den irischen Elfenmärchen, die nach Crofton Croker übersetzt unter dem Namen beider Brüder erschienen, wesentlich auf Jacob's Reichthum und Combinationslust fußen. Auch die deutschen Sagen, aus Geschichtschreibern, Reimchroniken, ältern Reisebeschreibungen und mündlicher Ueberlieferung zusammengetragen, verdanken Jacob's ausgebreiteter Lectüre einen großen Theil der fast sechshundert Nummern. Ihnen ist nicht der Beifall geschenkt wie den Märchen, da sie von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe sind und das Besondere haben, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haften, an einem Ort oder an einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Diesen Büchern, die als Grundlagen weiterer Arbeiten gesammelt waren, aber durch die ihnen inwohnende Poesie auch für sich gelten sollten, sind überall, in Deutschland und außerhalb, Sammlungen ähnlichen Inhalts von ungleichstem Werthe gefolgt, und viel Unkraut ist dazwischen aufgeschossen, besonders auf den Aeckern, wo die Bauleute meinten, Nachhülfe leisten zu müssen, um das gesunde Feldgewächs schöner und lieblicher zu entfalten.

Von den Ausgaben alter Gedichte durch beide Brüder, des alten Hildebrandsliedes, an dem sie zuerst die Form der Alliteration nachwiesen, die freilich schon 1809 von Hagen im Heliand erkannt war, von Hart-

mann's armem Heinrich, in dem sie eine alte Opfersage sehen wollten, von der Sammlung altspanischer Romanzen, die Jacob in der Originalsprache und in der Langzeile herausgab und mit einer spanisch geschriebenen Vorrede begleitete, von der begonnenen Herausgabe der altnordischen Edda mit Uebersetzung, von den altdeutschen Wäldern und kleineren Abhandlungen in Zeitschriften will ich die Versammlung nicht unterhalten, sondern gleich zu Jacob's erstem großen Hauptwerke übergehen, doch vorher noch eines, wie Jean Paul sich ausdrückt, zwischen ihm und Jacob Grimm stattgehabten Duells gedenken. Jean Paul hatte im Morgenblatt neue Grundsätze über Wortbildung, über das Binde-s in Doppelwörtern aufgestellt und jenes „s" verworfen. Er forderte bei dieser völlig ernsthaft gemeinten Neuerung die Sachverständigen auf, ihn entweder zu widerlegen oder seinen Regeln zu folgen. Jacob, der das letzte nicht konnte, that das erste (Hermes 1819, Bd. II, S. 27 ff.), und seine Gründe waren um so nachdrücklicher, da sie von einer in Deutschland bisher ungewohnten Sprachauffassung stammten. „Jean Paul's Regel ist gänzlich falsch", sagt er, „weil er die Sprache als Etwas von heute betrachtet, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer mannichfaltigen Aeußerungen zu verstehen nicht im Stande ist. Er sieht bunte Verwirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Stehende in's

Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tiefsinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werden wird. Wer auf dem Wege geschichtlicher Grammatik geht, wird mit jedem Schritt bescheidener und scheut sich, irgend etwas Lebendiges in der Sprache anzurühren.“ Jean Paul antwortete, als ihm der erste Band von Grimm's Grammatik bekannt geworden, mit unverhohlener Bewunderung des Werkes: „Sach= und sprachverständige Recensenten werden die Sprach= und Sprachenfülle seiner Grammatik — diese grammatische Polyglotte für Deutsche und ihre Völkervettern, Holländer, Schweden, Dänen, Briten — und das längste, tiefste Studium der Sprachantike, und die scharfen Blicke der Entscheidung mit dem rechten Lobe zu erkennen wissen. Und einen solchen grammatischen Riesendavid hatte ich als ein Zwerggoliath herausgefordert in mein Boulogner Wäldchen der Doppelwörter!“ (Werke LV, 88 ff.) Es wäre kaum noch erforderlich auf die Grammatik Grimm's einzugehen, da das Wort „historische Grammatik“, das er vorhin anwandte, Alles sagt und Jean Paul's allerdings etwas wunderlich ausgedrückte Bewunderung doch sehr bezeichnend ist.

Grimm erfaßte in der deutschen Grammatik die Sprache historisch, von ihren ältesten Denkmälern bis auf die neuhochdeutschen Tage und verfolgte das allmähliche Abschleifen und Umwandeln der Formen durch die ganze Verzweigung des germanischen Stam=

mes, und während er den historischen Gang der Sprache nachwies, zeigte er gerade dadurch die Nothwendigkeit der Schicksale, welche sie auf diesem Gange trafen. „Dieser Gang", sagt er, „ist langsam, aber unaufhaltbar wie die Natur. Stillstehen kann die Sprache eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten. Sie zeigt sich überall haushälterisch, wendet die kleinsten, unscheinlichsten Mittel auf und reicht doch damit zu den größten Dingen hin. Wie keine Mundart in allen ihren Theilen gleichmäßige Vollkommenheit zeigen kann, so hat selbst die geringste einzelne Vorzüge, die ihr eigen geblieben, aufzuweisen. Da die hochdeutsche Sprache des 13. Jahrhunderts edlere, reinere Formen zeigt, als unsre heutige, die des 8ten und 9ten wiederum reinere als des 13ten, endlich das Gothische des 4ten und 5ten noch vollkommnere, so folgt, daß die Sprache, wie sie die deutschen Völker im 1. Jahrhundert geredet haben, selbst die gothische übertroffen haben werde. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Mit Dem, was wir Bildung des menschlichen Geschlechtes nennen, geht und steht die Urvollendung der Sprache gar nicht zusammen; sie ist sogar ihr reiner Gegensatz. Die alte ist lieblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden." Noch in späten Jahren, in der Abhandlung über den Ursprung der Sprache (Kl. Schr. I, 283), hält er diese Sätze fest, nur daß er sie

schöner, umfassender, in prachtvoll strömendem Redefluß, wie im Odenstyl, und doch sachgemäß, lehrend vorträgt.

So gewaltig der Eindruck war, den dieser erste Theil in der Gelehrtenwelt machte, so wenig besann sich Jacob, als nach einigen Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, „das erste Kraut mit Stumpf und Stiel niederzumähen", so viel hatte er zugelernt! Darunter ragt vor Allem das von ihm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung hervor (I. Bd., 1822, S. 584 ff.). Zwar hat man ihm die Entdeckung streitig machen und Rask, dem dänischen Grammatiker, zueignen wollen, der ihm allerdings nahe auf der Spur gewesen, wie schon früher der Erlanger Kanne, aber beide haben nur, was man Vorschwebungen nennt, gehabt und sind ahnungslos an der offen liegenden Wünschelruthe vorübergegangen, die erst die verborgenen Schätze des indogermanischen Sprachstammes an's Licht hob und den rechten Gebrauch derselben vergönnte. Durch das Gesetz der Lautverschiebung (Gesch. d. deutsch. Spr., S. 415 ff.) kam die gothische und althochdeutsche Sprache in ein festes unverrückbares Verhältniß zum Sanskrit und den classischen Sprachen und die Etymologie hatte ihre Schranken und Regeln, aber auch unerwartete Hülfsquellen erworben, mit denen sie die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachstämme erschloß; und da in aller Sprache Geschichte der sprechenden Völker unauslösch-

lich eingeschlossen liegt, öffnete dies Gesetz den Blick in die Geschichte des Alterthums vor der äußerlich beglaubigten. Ich will Sie nicht mit weiteren Einzelheiten über die Grimm'sche Grammatik ermüden, die leider nicht zum Abschluß gekommen ist; sie begreift den etymologischen Theil, Laute, Flexionen, Wortbildung in drei Bänden und den ersten Theil der Syntax, den einfachen Satz, im vierten Bande. Selten zufrieden mit seinen Büchern, war Jacob es auch mit der Grammatik nicht. Als er den ersten Theil zum drittenmal auszuarbeiten begann, schrieb er: „Ich mache wirklich einen neuen Guß daraus, der mich durch kleine und große Entdeckungen freut. Der Stoff hat was Sprödes an sich, daß ich ihn Jahrelang nur auf der Oberfläche berühre; wenn er aber wieder glüht und in Fluß geräth, spüre ich doch, daß er noch mein ist." Seine Lust an der Sache nahm nicht ab, aber seine Zuversicht: „Da ich die ersten Reiser im Wald unserer Sprache zu lesen und flechten begann, war ich des Erfolgs froher und gewisser als jetzt", heißt es vor dem vierten Theile, „wo ich ein Schiff halb aufgezimmert habe, dessen Last noch nicht flott werden kann." Er klagte in den späteren Jahren häufig, daß er mit diesen Forschungen einsam stehe, keine mithelfende Nachfolger gefunden habe, daß Niemand sich der Erforschung der Syntax nach seinem Vorgange hingebe, man alle Arbeit von ihm erwarte, da er ohne das noch so Viel vor sich habe, dem er

mit größerer Neigung zugethan sei. Und in der That, um neu zu bewältigende Massen durfte er nicht weit ausschauen; sie drängten von selbst heran, herauf, wie steigende Schätze, die nur seine Hand zu heben vermochte: die Rechtsalterthümer, das Thierepos, die Mythologie, das Wörterbuch, die Geschichte der Sprache, das Werk über Sitten, die Untersuchung über das Epos, über Ossian — ein unendlicher Stoff für die Kürze des Menschenlebens und Vieles ist darum ungebaut geblieben, und auch das Fertiggewordene kann ich nur leicht streifen.

Ueber die „Deutschen Rechtsalterthümer" (Göttingen 1828), die Grimm schon 1815 zu behandeln begann (Savigny's Zeitschrift II, 25—100), lasse ich gern K. F. Eichhorn reden. „Die Sammlung", sagt er, „führt den Namen ‚Deutsche Rechtsalterthümer' in dem Sinne, wie Grimm seine Grammatik eine deutsche nennt, denn als Quellen sind außer den eigentlichen deutschen Rechtsmonumenten aller Art auch die der übrigen germanischen Völker benutzt, und die Untersuchung im Einzelnen hat die Uebereinstimmung derselben und ihre Besonderheit sorgfältig berücksichtigt. Bei dieser Benutzung aller Art von Quellen hat sich die tiefe Sprachkenntniß Grimm's als ein Hülfsmittel ohne Gleichen bewährt, das keinem Andern zu Gebote gestanden hätte und an Wichtigkeit weit über die Kenntniß des neuen Rechts zu setzen ist. Oft und

am häufigsten hat sich aus Gründen der Sprache das Resultat früherer historischer Forschungen bestätigt, oft führte die richtige Wortbedeutung zu ganz neuen Resultaten. Die Anordnung des Stoffs ist sehr einfach und dem Plane, zu sammeln, zu erklären, zu berichtigen, nicht ein System des ältern Rechts zu entwickeln und zu begründen, vollkommen angemessen." Dieser letzte etwas kühle Theil des Lobes verschiebt den Gesichtspunkt, der Grimm leitete; er wollte allerdings sammeln und Gesammeltes verwenden, nicht um ein „System" aufzustellen, vielmehr um auch von dieser Seite die Urgemeinschaft der deutschen Stämme zu ermitteln und vor Allem die Quellen des Rechts, die im Leben der Stämme selbst entsprangen, wiederaufdecken. Die alten Gesetzesniederschreibungen, unvollkommne Festsetzungen schon absterbender Uebung, haben für ihn deshalb weit geringern Werth, als die neben denselben in den Dichtungen und Sagas berührten Rechtsgebräuche und erhaltnen Formeln; besonders sucht er aber den lebendigen Quell des Rechts in den Rechtsweisungen des deutschen Landvolks, den Weisthümern, die bei keinem andern Volke wiederkehren, aber eine unendliche Fülle von Berührungen mit den Rechtsgewohnheiten urverwandter Völker bewahrt haben. Was davon noch aufzufinden gewesen, ist später gesammelt und gedruckt oder wird noch an's Licht treten. „Ich darf sie loben", schrieb er, „weil es ja alte Sachen sind, die

recht in heimliche Schlupfwinkel des Volkslebens führen und uns tiefe Blicke in das früheste Alterthum öffnen sollen. Ich habe bloß den Takt gehabt, ihre verkannte Wichtigkeit zu erkennen."

Eine Art Uebersetzung dieser Rechtsalterthümer gaben Michelet's „Origines du droit français" (Paris 1837). „Wenige Deutsche", schreibt er, „haben so gefühlt und verstanden, was mir in unserem alten deutschen Rechte lieb ist, wie dieser Franzose."

Die rechte Schätzung fand Grimm dennoch nur beim germanischen Stamme. Ehrenbezeugungen strömten von vielen Seiten herbei. Innen und außen wußte man, was er galt; nur daheim nicht, in dem kurhessischen Vaterlande, dessen Liebe ihn so erfüllte, daß er und die Seinen z. B. auf die Darmstädter mit einer Art von Geringschätzung herabgesehen, er, der in Hessen zu leben und zu sterben gedacht und deshalb eine angebotene Professur in Bonn schon 1816 geradezu abgelehnt hatte (Kl. Schr. I, 2. 16); er fand in diesem so hochgestellten Vaterlande sich einen Andern vorgezogen, als der Bibliothekar Völkel gestorben war. Von Göttingen geschahen vertrauliche Anfragen, und bald erfolgte die förmliche königliche Vocation, die Jacob zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, Wilhelm zum Unterbibliothekar ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die ihren steten Nahrungssorgen im hessischen Dienste ein Ende machten.

Jacob trat die hiesige Stelle mit einer lateinischen

Rede über das Heimweh an (Kl. Schr. V, 480) und berichtet: „Wir sind von allen Collegen freundschaftlich aufgenommen worden. Zwar sind die Bibliotheksarbeiten weit mühsamer als in Kassel, aber sie bieten doch auch ihre Vortheile dar; zwar ist die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Kasseler, aber die nämlichen Sterne stehen am Himmel, und Gott wird weiter helfen."

Göttingen hat die Brüder nur wenige Jahre gehabt, und ihre Wirksamkeit als akademische Lehrer ist verhältnißmäßig gering, ihr Schülerkreis klein gewesen; aber Göttingen gab ihnen Viel, die Bibliothek und deren uneingeschränkte Benutzung, die Jakob auch Andern gern erleichterte, während Wilhelm sich spröder bewies; Göttingen gab ihnen einen Freundeskreis, wie ihn Kassel nicht bieten konnte; mit K. O. Müller wohnten sie in demselben Hause; durch ihn traten sie dem eigenthümlichen Hugo nahe; an Benecke schloß sie das gemeinsame Studium; mit Dahlmann band sie innige Freundschaft, bald auch bewährende Prüfungen, wie an Albrecht, Gervinus, Weber und Ewald.

Jacob las über Rechtsalterthümer, Grammatik, Literaturgeschichte und Diplomatik, erklärte mitunter auch einen alten deutschen Dichter und einigemale die „Germania" des Tacitus. Manchem ist vielleicht die kleine lebhafte Gestalt, die rauhe Stimme mit starkem hessischen Dialekt auf dem Katheder noch erinnerlich.

Er las ohne Heft, ein kleiner Zettel, auf dem ein paar Namen, Wörter, Zahlen standen, genügte seinem unvergleichlichen Gedächtniß. Aber der Vortrag blieb hinter den Erwartungen zurück. Wohl traten häufig die schönen schlagenden Bilder hervor, an denen seine Schriften so reich sind, aber gesprochen wirkten sie nicht wie geschrieben, sie wurden hastig ruckweise hingeworfen und unterbrachen fast befremdend die nie versiegende Fülle der thatsächlichen Angaben, während sie in seinen Büchern, schön eingefügt, zur Sache gehören, den Gedanken nicht bloß anders wenden, vielmehr unter blumiger Hülle fortentwickeln: „Der Gedanke ist der Blitz, das Wort der Donner; die Consonanten sind die Knochen, die Vocale das Blut der Sprache." Rührend war, wenn mitten im sachlichen Vortrage eine Stockung eintrat und dann rasch gefaßt entschuldigt wurde: „Mein Bruder ist so krank." Und Wilhelm war viel krank, Jacob ist es niemals gewesen; so klein und zierlich sein Aeußeres, hatte er doch etwas Urverwandtes mit den alten Kämpfern, die den Helm abbindend und an der Luft stehend sich in den Ringen kühlten, um den Kampf mit gesammeltem Athem wiederanzuheben. Er selbst vergleicht sich damit (Gesch. d. Spr., S. 797). Ihnen wuchs im Kampf die Kraft und ihm in der Arbeit. Sie flog ihm leicht von der Hand; er hatte Alles gegenwärtig, er schrieb für den Druck fast ohne zu ändern, hätte dann aber, wenn es gedruckt an ihn zurückgelangte und corrigirt werden

sollte, am liebsten Alles umgeworfen, um es reicher und besser zu fassen. Von Wilhelm sagte er, fast verwundert: „Mein Bruder liest seine Schrift vor dem Druck wieder durch."

Hier in Göttingen wurden zwei seit langen Jahren im Auge gehaltene Werke vollendet: „Reinhart Fuchs" und die „Mythologie". Hatte er bisher aus Vergleichung alter und unverschmähter jüngerer Quellen darzuthun gestrebt, daß unsere Voreltern bis in das Heidenthum hinauf keine rohe, wilde, regellose, sondern eine klangvolle, geschmeidige, wohlgefügige Sprache redeten, die schon in frühester Zeit der Poesie gedient; daß sie nicht in verworrener ungebändigter Horde lebten, vielmehr eines althergebrachten sinnvollen Rechts im freien Bunde kräftig blühender Sitte pflagen, so zeigte er nun mit denselben und keinen andern Mitteln in der Mythologie (1835), daß ihre Herzen des Glaubens an Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenngleich unvollkommene Vorstellungen von höheren Wesen, Siegesfreude und Todesverachtung ihr Leben beseligten und aufrichteten, daß ihrer Natur und Anlage fern stand jenes dumpfbrütende Niederfallen vor Götzen und Klötzen, das man in ungereimtem Ausdruck Fetischismus genannt. Der Norden hat zwar eine reichere Ueberlieferung, indes gebricht es unserer Mythologie auch nicht an eigenthümlichen Bestätigungen, an welchem sowohl dem Historiker gelegen sein müßte, wenn er die öden ver=

lassenen Anfänge deutscher Geschichte beleben wollte, als dem Theologen, um der Einwirkung des Christenthums auf das Heidenthum, wie der Spuren dieses in jenem sicher zu werden. Man hatte gemeint, um den Ursprung der nordischen Mythologie stehe es verdächtig, und das übrige Deutschland sei gar götterlos gewesen. Aus dem Mangel des armen Bruders schloß man nicht etwa, daß er sein Gut verthan, sondern daß der reiche sein Vermögen unrecht erworben habe. Ein Zweifel aber an der Echtheit der nordischen Mythologie ist so ungereimt, wie einer an derjenigen der nordischen Sprache. Die Untersuchung deutscher Mythologie mußte jedoch jener Zweifler und Ungläubigen wegen nicht von einer Darstellung der nordischen Fülle, sondern der deutschen Armuth ausgehen. Sie unternahm es, Alles was von dem deutschen Heidenthume jetzt noch zu wissen ist, und zwar mit Ausschluß des vollständigen Systems der nordischen Mythologie selbst, zu sammeln und darzustellen. Durch diese Einschränkung wurde Luft und Raum gewonnen für die Kritik des altdeutschen Glaubens, insofern er dem nordischen entgegen oder zur Seite steht, und nur da konnte es auf den letzteren ankommen, wo er seinem Inhalte oder seiner Richtung nach mit dem des innern Deutschlands zusammentrifft. Unumgänglich schien es, bei Erörterung dieser mannichfaltigen Verhältnisse die Mythologie der benachbarten Völker, vorzüglich der Slaven, Littauer und Finnen, wo sie Bestätigung

oder Erläuterung gewährte, nicht zu übersehen. Bei dem Unzusammenhang der deutschen, fast ganz aus der Fuge gerathenen Mythologie lag es nicht an, ein System darin zu entdecken, welches sie durch Eigenthümlichkeit von denen fremder Nationen sonderte; vor philosophischer, physischer, astronomischer oder historischer Auslegung der deutschen Mythen schützte gerade ihre Armuth. Es war überraschend, durch welche Mittel Grimm dieser Armuth abzuhelfen wußte. Man durfte nur den Abschnitt ansehen, in welchem aus den Namen der Wochentage die schlagendsten Beweise für den Glauben an bestimmte Götterwesen entfaltet und zugleich Stammunterschiede und Verwandtschaften bestätigt wurden, woran vor Grimm keine Seele gedacht. Von dem ursprünglichen Bestand des Glaubens, so weit er sich aus fragmentarischen Spuren in Zeugniß, Märchen, Sage, Epos oder Formel erkennen läßt, geht die Untersuchung aus und verfolgt, wie in der Sprache das allmähliche Abschleifen der Formen, so hier die im Laufe der Zeit entstandene Verdunkelung des anfänglich Heitern, die Verwandlung der mächtigen Wesen, zu denen ein großes starkes Volk freudigen Glauben getragen, in Kinderscheuchen und finstere Schreckgestalten. Diese Entwickelung ist für das Erkennen jeder Religionsgeschichte von Wichtigkeit, indem die Erfahrung lehrt, daß zwei Religionen, wo sie mit einander in Berührung treten, wechselseitigen Einfluß auf einander üben. So trachtete, seit der

Bekehrung, das Christenthum in Deutschland nach Herabwürdigung der heidnischen Vorstellungen, und das Heidenthum suchte sich unter christlichen Formen zu retten. Die Christen hatten den Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht so schnell und so völlig abgestreift, daß ihnen jede heidnische Vorstellung mit einem Male aus dem Gedächtniß geschwunden wäre; sie wiesen dem theilweis noch Festgehaltenen eine andere Stelle tiefer im Hintergrunde an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge und ging in den Begriff einer feindlichen gefürchteten Macht unter. Den Menschen und ihrem Dienst gleichsam abgestorben, schwebte und irrte Wuotan in den Lüften, teuflisch und gespenstig; seine Rundzüge durch die erfreuten Lande verloren den Boden und hoben sich empor in das stürmende Reich der Luft als Wuotan's Heer, als Elbendrötsch, als Fahrten des wilden Jägers. Der alte trauliche Hausgeist, dem ehemals ein Theil des Mahles gespendet worden, sank herab zum Gespött der Kinder. Die lichte Holda, einst mild und versöhnend, nur der Unordnung und Unthätigkeit Feindin, die vom Blau des Himmels Regen oder Schnee geschüttet oder in klaren Bronnen und geheimnißvollen Seen die Glieder gebadet, verlor die reine Klarheit und wandelte sich zum struppigen ungeheuerlichen Scheusale. Aber der Glaube verlor sich nicht, und manche Märchen, in denen die göttlichen Wesen zu schreckenden Gestalten gesunken oder in

jugendlich frohen Helden ihr Dasein bergen, schließen mit den fragend zweifelnden Worten: „Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch". Und sie leben noch heute im Aberglauben, der nichts Anderes ist, als ein vom Christenthum verdrängter Rest des Heidenthums, sie leben wenigstens dem Namen nach noch fort in hohen Festen und Tagen der Woche, sie leben mit verändertem Namen noch fort in zahllosen Legenden der Heiligen, in heidnischen Marienlegenden.

Vor der Mythologie hatte Jacob Grimm (1834) den schon 22 Jahre früher von beiden Brüdern in Schlegel's „Deutschem Museum" (1812, I, 391 ff.) angekündigten Reinhart Fuchs abgeschlossen und veröffentlicht. In der Einleitung thut er dar, daß die Thierfabel schon frühe in Deutschland heimisch gewesen sein muß, bei den Franken schon zu einer Zeit, wohin nur noch die Sprache weist, und zwar in epischer Gestalt. Denn wenn der Name des Fuchses, des Hauptträgers des Thierepos, der Name Reinhart, eine Bedeutung haben sollte, konnte er sie nur in einer Zeit erlangen, wo sie allgemein einleuchtete, weil der Name dem Charakter entsprach. Nun steckt aber in dem ersten Theile des Namens Reinhart das alte ragin, regin, dessen Bedeutung schon im 7. Jahrhundert verblaßt war, aber in Eigennamen und Amtsbezeichnungen, Raginohard, Reginhart, goth. ragineis, in dem alten Fränkischen raginburgii (Rathgeber) noch erhalten blieb. Reinhart ist demnach der Kluge,

Rathende, was seinen in dem Thierepos entwickelten Eigenschaften völlig entspricht, ihn also und die Dichtungen, in denen er handelt, in eine Zeit zurückweist, aus der keine andere Kunde als diese des Namens übrig geblieben ist. Ohne auf die umfassenden und aus der Tiefe schöpfenden Untersuchungen über diese Gedichte und Sagen einzugehen, in deren Grund und Anlage Grimm noch den germanischen Waldgeruch zu empfinden deucht, hebe ich nur die Grundansicht hervor, daß hier keinerlei Entlehnung aus der Fremde, sei es aus Asien oder Griechenland, stattgefunden, sondern, wo Berührungen geschehen, diese aus einem ursprünglichen Schatz der sprachverwandten Völker zu erklären sind, und daß die epische Ausbildung der Thiersage eine ursprünglich deutsche ist, während die äsopische Fabel, wie sie in ihrer rhetorischen Zerbröckelung vorliegt und auf eine ausdrücklich hervorgehobene Moral ausgeht, nur einen trockenen Niederschlag bewahrt; endlich daß weder in belehrender Moral oder geschichtlicher Satire Grund und Ziel der Thiersage gefunden werden kann, sondern ihr Wesen die frei waltende Poesie ist, die ihr Genügen in sich selbst findet, und aus der erst allmählich sich Lehre oder Spott entwickeln können. Ich will nicht verschweigen, daß diese Sätze Widerspruch gefunden, aber ebenso wenig, daß Grimm fortdauernd und noch in dem letzten Aufsatze seiner Hand, den die hiesigen Gelehrten Anzeigen brachten (**1863, 1041**), den Widerspruch abgewiesen hat.

Derselbe Mann, der in den frischen Wäldern des Vaterlandes heitere, milde, selbstgenügende Poesie suchte und fand, der mit der staunenswerthen Gelehrsamkeit des bahnbrechenden Forschers und mit dem kindlichsten Gemüth der frohen Dichtung eines jugendlichen Volkes und der Jugend des Volkes nachging, sollte plötzlich mitten in den schwersten politischen Gewissenskampf gerissen werden. Ich will die Tage des Spätjahres 1837, die so zerrüttend und verheerend über die Georgia Augusta, hart nach ihrem Jubelfeste, dahinbrausten, nur berühren. Der Sturm brach sieben edle Zweige von dem hundertjährigen Stamm und erschütterte ihn in den Wurzeln. Jacob Grimm mußte im December binnen drei Tagen ohne Gehör und Recht, wie ein bannbeladener Verbrecher, Stadt und Land verlassen, sein Bruder Ostern. Nicht das Schlechteste ist es, was Jacob über seine Entlassung (Kl. Schr. I, 25 ff.) geschrieben mit dem Motto aus den Nibelungen: „Wohin sind die Eide kommen?“ und mit den Schlußworten: „Gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon stillgestandenen Herzen. So lange ich aber den Athem ziehe, will ich froh sein, gethan zu haben, was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde . . . . .“

Vertrieben wandte sich Grimm der hessischen

Heimath zu, die ihn am liebsten auch weggewiesen, obwohl seine Schwester die Frau des Ministers Hassenpflug war. Des Feierns ungewohnt und aus seinen Sammlungen herausgeschleudert, nahm er Arbeiten von beschränkterem Umfange vor, gab die angelsächsischen Gedichte von Andreas und Elene heraus und verband sich mit A. Schmeller zur Herausgabe alter lateinischer Gedichte, darunter Thiersagen und das Epos von Walthari, in dem er das Durchscheinen der deutschen Grundlage, sogar die alliterirende Form nachwies. Auch einen fast beschämenden Fund, die ältere Form des mhd. Reinhart, fand er, von der er in dem Sendschreiben an Lachmann gestand: „Wir hatten uns das alte Gedicht wohl anders gedacht.“ In Kassel bereitete er auch die Herausgabe der schon erwähnten Weisthümer vor und verabredete den Plan zur Herausgabe des Deutschen Wörterbuches, das aber, der weitschichtigen Vorarbeiten wegen, erst viele Jahre später in Fluß gerieth, seiner erkaltenden Hand unvollendet entglitt und nun in achtungswerther, aber völlig anderer Weise als deutsches Nationalwerk weitergeführt wird, so daß hoffentlich unsere Enkel den Schluß erleben. Ob die gründlichere Ausführlichkeit, die fast alle Dialektformen als selbständige Artikel hereinzieht, eine der Hoffnungen Grimm's verwirklicht, steht dahin. Er meinte, „das Wörterbuch könne zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein

paar Wörter ausheben und sie Abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen! Die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lauter Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem." Vielleicht geschieht es. Dann wird auch das Auge die Vorrede streifen und am ergreifenden Schluß haften.

Im October 1840, nach Otfried Müller's Tode, nannte er die Nachrichten über seine und Wilhelm's erfolgte oder doch bevorstehende Anstellung in Berlin noch windige. Wer sie in die Welt gesprengt, habe sich wahrscheinlich auf eine günstige Aeußerung des Königs oder noch des Kronprinzen gestützt, die zufällig geschehen sein könne, ohne einen ernsten Entschluß nach sich zu ziehen. „Was uns betrifft, gehen uns Geduld und Muth nicht im geringsten aus, und meine Arbeiten, die mir lieber sind, als ein neuer unheimlicher Platz, der ihre Muße stören könnte, gehen ihren Gang." Nicht lange darauf schrieb er seine Briefe aus Berlin. Die Berufung war geschehen und angenommen. Der Platz erschien bald nicht mehr so unheimlich, wie aus der Ferne. Die Linkstraße lag

dem Thiergarten nahe, und der Weg über die Linden nach der Akademie, deren Mitglied Jacob geworden, war wohl weiter, aber wohl nicht schlechter als über die Göttinger Allee. Beide Brüder hatten das Recht, aber nicht die Pflicht, an der Universität zu lesen, wovon sie fast keinen Gebrauch gemacht haben, dagegen fehlte Jacob selten in den Sitzungen der Akademie, und auf die Vorträge, die er dort hielt, meistens nach wenigen Notizen aus dem Gedächtniß, bezogen sich neben dem Wörterbuch seine Arbeiten. Er las über die verschiedenartigsten Gegenstände, über Frauennamen aus Blumen oder die Attraction, über den Personenwechsel in der Rede oder scandinavische und italienische Reiseeindrücke, alles in seiner eigenthümlichen Weise und mit grammatischen Fäden durchflochten. Als ich ihn 1862 nach einem künftigen Vortrage fragte, antwortete er: „Ueber den Schlaf der Vögel." Seine Reden über Lachmann, über seinen Bruder, über das Alter, über den Ursprung der Sprache, über Schiller gehören zu seinen glänzendsten Leistungen und werden fort und fort gedruckt. Sein Vortrag über Jornandes und die Geten fand Widerspruch, weil die verfolgbaren Anfänge deutscher Geschichte in die Zeit der Scythen und Geten zurückgeschoben und die Identität der letzteren und der Gothen aufgestellt war. Der erhobene Widerspruch reizte ihn, seinen Satz durch neue Beweise zu erhärten, und selten ist wohl eine geschichtliche Hypothese mit

einem solchen Aufwande umfassender Gelehrsamkeit, mit Aufdeckung so vieler neuen Gründe verfochten worden, wie die Identität der Geten und Gothen, der Angel, um die sich Grimm's Geschichte der deutschen Sprache dreht (S. 800). Es ist nicht meine Aufgabe, zu sagen, ob der Beweis erbracht ist oder nicht; dazu müßten doch seine Gründe vorgelegt werden, mehr als tausend Seiten. Aber gegen den Einwand, das Buch leiste nicht, was der Titel verheiße, darf ich erinnern, daß es mehr gewährt, als es zu versprechen scheint und doch nur, was es ankündigt, Geschichte, welche in der deutschen Sprache liegt, älteste Volksgeschichte, ermittelt durch Hülfe der Sprache. Nur ein Beispiel aus der unendlichen Fülle. An der Stelle, wo in beglaubigter Zeit Cherusker gesessen, verschwinden diese spurlos und an ihre Stelle treten sagenhaft aus dem Fels entsprungene Sachsen. Da nun nach Grimm's Annahmen kein Stamm den einmal gewonnenen Sitz völlig räumt, müssen Cherusker und Sachsen identisch sein, was ihm die Sprache bestätigt, da nur der veraltende Name durch einen andern mit gleicher Bedeutung ersetzt wird, indem die Cherusker ihren Namen von einem personificirten, göttlich verehrten cheru, Schwert, leiten, was genau so auch die Sachsen von sahs, Schwert, Messer, thun. Wie er in ähnlicher Weise spurlos entschwundene Volksstämme unter veränderten Namen in den alten Sitzen wiederfindet und aus der Sprache die frühere Geschichte

der wandernden Hirtenstämme, die spätere der haftenden Ackerbauer entfaltet, ihre Sitten und Einrichtungen aufdeckt, mag bei ihm selbst aufsuchen, wer neben der Neigung, ihm zu folgen, auch den ausdauernden Muth mitbringt, ihn auf seinen etymologischen Wanderungen durch dunkle Zeiten, überwachsene Strecken und fremdartige Sprachen zu begleiten, in deren Lauten ihm Uebereinstimmung und Abweichung vernehmbar tönen. Wenn man ihm vorgeworfen, daß er, um die Urgemeinschaft der großen Völkerfamilie des indogermanischen Stammes aufzuhellen, das vorzüglichste Mittel, das Sanskrit, nicht umfassend genug gebrauche, so ist das irrig. Da an der Sprachverwandtschaft der Deutschen mit den Indern Niemand mehr zweifelt, ist es genügend, um auch andere Stämme in dieser Verwandtschaft zu erkennen, wenn ihre und die deutsche bewährt wird. Es mag sich aufdrängen, ob Grimm mit einem Schlüssel, der ihm viele Thüren geöffnet, nicht zu viel habe erschließen wollen. Für sein Auge lagen Weiten im hellen Licht, wo für Unzählige dichte Finsterniß brütet, und seine geschärfte Sehkraft zeigte ihm belebte Strecken, die anderen öde und leer dalagen. Aber seine Wirkungen leben fort und würden noch umfassender sein, hätte er ausführen können, was er sich vorgesetzt, sein von ihm oft verheißenes Werk über die Sitte, von dem in der Geschichte der deutschen Sprache kaum Andeutungen, keine in nothdürftigen Zusammenhang gebrachte Bruchstücke enthalten

sind; oder seine Untersuchungen über das Epos, die er lange im Auge gehabt und zu denen ihn der um Lachmann's Nibelungentheorie entbrannte Streit, für dessen Entscheidung er selbst in der Aufdeckung des Lachmann'schen Heptadensystems gewichtige Thatsachen geliefert, auf's Neue anreizte, ja zu einer Arbeit über Ossian ableitete. Gewohnt Alles im Kopf zu arbeiten und dann mit fliegender Feder, welcher die Drucker kaum folgen konnten, niederzuschreiben, ist davon keine Aufzeichnung vorgefunden, als er am 20. September 1863 die treuen forschenden Augen geschlossen und neben dem früher heimgegangenen Bruder, in dessen offenes Grab er mit den feinen Händen eine winterliche Scholle geworfen, beigesetzt war.

Auf einer der Philologenversammlungen wurde angeregt, ihm ein Denkmal zu schaffen, ein Ausschuß mit vorbereitenden Schritten beauftragt. Dabei blieb es. Göttingen bewahrt im historischen Saale der Bibliothek seine sprechende Büste, im Poetenwinkel das Medaillon beider Brüder. Ihre Bildnisse, charakteristisch, nicht eben treffend, zieren das Wörterbuch. Jakob bedarf keines Denkmals, es würde ihn auch dem Volke nicht näher bringen, in dessen Liebe alle seine Werke geschrieben sind, dessen Ruhm er unablässig zu erhöhen trachtete. Wie würde es ihn, der so oft den Druck der Schwüle empfand, gefreut haben, die reinigenden und einigenden Gewitter zu erleben. In der Widmung an Gervinus betonte er im Juni 1848,

daß unserer Stärke Hoffnung auf Preußen ruhe. In der Akademie äußerte er im November 1849 zur Zeit des Belagerungszustandes: „Was in den Augen der Engländer und Franzosen, die uns auf dem Felde der Wissenschaft ebenbürtig oder überlegen erkennen, und mit verzehnfachtem Selbstgefühl würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unserer Wissenschaft, das heißt der Erhebung des Geistes, auch ein stolzes Bewußtsein der Stärke und der Macht des Vaterlandes zum Grunde gelegen! oder welch unerfülltes, glänzenderes Geschick ruht für uns auf jetzt noch unnahbaren Knieen der Götter?“ (Kl. Schr. I, 213). „Wir Deutschen“, ruft er, „denen zu heiß drückender Schmach das ersehnteste Recht eines freien Volks, das seiner ungehemmten Einheit bisher noch vorenthalten wird!“ (I, 213.) Er hofft, daß es unserem Volk künftig gelinge, eins und mächtig zu werden (I, 233), hofft auf unser großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erstehendes Vaterland (I, 253). Am Schillerfest möchte er, an solch hehren Tagen Alles fortgeläutet wissen, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt (I, 375). Im Sommer 1843 zürnt er, daß unser Volk den Frevel erfahren müssen und sich gefallen lassen, daß der Größe des Vaterlandes große Stücke von übermüthigen Nachbarn abgepflügt und abgerissen wurden, uns aber immer erst einige derselben zurückgestellt seien (II, 61). Und nun, da die schönsten der

abgepflügten Stücke wieder innerhalb deutscher Reichsgrenze liegen durch die mächtige Kraft der geeinigten Stämme, mochte der mürrische Freund ihm noch im Grabe zumuthen, zu verwerfen, was er so heiß ersehnt, abzuweisen, wonach er so laut gerufen! Noch aus dem Grabe antwortet er mit dem Bericht über seine Entlassung (Kl. Schr. I, 31): „Wer meine Arbeiten näher kennt, ich hoffe, daß er mir keine Art Geringschätzung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unsere Sprache, Poesie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweisen könne. Denn selbst, wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind.“ Die Geschichte kann so wenig rückschreiten wie die Sprache.

C. F. Gauß.

Von

W. Sartorius von Waltershausen.

Hochverehrte Anwesende!

Dem Strome der Weltgeschichte entlang hat Gott unser Herr von Zeit zu Zeit gewisse Marksteine aufgerichtet, welche die verschiedenen Jahrhunderte von einander zu scheiden bestimmt sind. Es sind jene großen Männer, welche aus dem Dunkel ihrer Umgebung unerwartet hervorgetreten, welche Licht verbreitet und die nach einem fernen Ziele ringende Menschheit ihrem Ideale entgegengeführt haben. Sie sind es gewesen, von denen ein neues religiöses, staatliches und sittliches Leben begonnen, von denen eine höhere Entwicklung der Kunst und Wissenschaft ihren Anfang genommen hat. An der Grenze des verflossenen und dieses Jahrhunderts stehen zwei solcher Marksteine, die wie aus dem reinsten cararischen Marmor von der Hand eines Thorwaldsen gearbeitet erscheinen. Auf dem

einen erblickt man den Genius der Poesie, die Fackel des Lichts und der Begeisterung in der einen, den Lorbeerkranz in der andern Hand haltend. Auf dem zweiten Gedenksteine befindet sich der Genius der Mathematik und der Astronomie; gestützt auf den Erdball zeigt er hinauf zum Reich der Gestirne. Die Rückseite desselben führt die schlichte, aber denkwürdige Inschrift:

„Natur, du bist meine Gottheit!
Der Erforschung deiner Gesetze ist mein Leben gewidmet.“

Darunter lesen wir den Namen:

Carl Friedrich Gauß,

geb. zu Braunschweig, den 30. April 1777,
gest. zu Göttingen, den 23. Februar 1855.

Hochverehrte Anwesende! Sie mögen es mir erlauben, dem Andenken dieses erhabenen Mannes, gleichsam der Krone unserer Mitbürger, der lange Jahre zwischen uns gelebt und mit schöpferischem Geiste unter uns gewirkt hat, diese kurze Gedächtnißrede zu halten, um sein Andenken in unserer Seele von Neuem wachzurufen.

Lassen Sie uns für wenige Augenblicke nach Braunschweig, seiner Vaterstadt, zurückkehren, wie sie aus den Wirren des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges sich eben wieder erholt hatte. Die Bewohner dieser Stadt gehören der tüchtigen, zähen niedersächsischen

Bevölkerung an, welche, vom strengen Geiste des Protestantismus getragen, voll Fleiß und Arbeitskraft ihrem Berufe nachging. Die herrlichen Bauwerke, welche die Vorfahren unserem Jahrhundert vermacht haben, das unvergleichlich schöne gothisch-gebaute Rathhaus, die Burg, die Martins-, Andreas- und Catharinenkirche sind heilige Denkmäler, welche von dem ernsten Willen, dem religiösen Geiste und von dem festen Bürgersinn seiner Bewohner ein treues Zeugniß ablegen.

Das damals unter dem sinkenden Kaiserreiche nach allen Seiten zerrissene Deutschland war unter große und kleine Fürsten und freie Reichsstädte getheilt. Braunschweig hatte das Glück, von dem wohlwollenden Herzog Karl Wilhelm Ferdinand regiert zu werden, dem das Verdienst gebührt, einen mächtigen Geist aus dem Dunkel seiner Umgebung hervorgezogen zu haben.

Bevor ich zu den näheren Lebensverhältnissen von Gauß übergehe, erlauben Sie mir einige Worte über seine Vorfahren voraufzuschicken.

Der Großvater von Gauß zog etwa um das Jahr 1748 vom Lande in die Stadt Braunschweig und lebte dort von der Gärtnerei. Von seinen drei Söhnen ward der älteste, Georg Dietrich, der Vater unseres Astronomen, 1744 geboren, die beiden andern starben früh.

Gauß' Vater war ein ernster, sehr fleißiger, sitten-

strenger, vielleicht etwas herrschsüchtiger Mann, jedoch ein tüchtiger Charakter. Er starb im Jahre 1808, nachdem bereits sein Sohn seine glänzende Laufbahn betreten hatte.

Der Großvater mütterlicherseits war der Steinhauer Christian Benze aus dem Dorfe Velpke bei Braunschweig, dessen Tochter Dorothea, geboren 1742, später Gauß' Mutter ward. Ihr jüngerer Bruder Friedrich, welcher sich der Damastweberei ergeben hatte, soll ein Mann von ausgezeichnetem Talent gewesen sein und zeigte besonders mechanische und mathematische Anlagen.

Gauß unterhielt sich schon als Kind gern mit dem geistig begabten Onkel und hat öfter nachmals von ihm gesagt, daß, wenn seine Kraft in das richtige Fahrwasser geleitet worden wäre, er in der Wissenschaft etwas Hervorragendes hätte leisten können.

Gauß' Mutter war eine Frau von vielem Humor, der sich auch auf ihren Sohn vererbt hatte, von großem Fleiß und von guten geistigen Anlagen. Sie lebte hier unter der Pflege ihres Sohnes, erblindete aber fast ganz in ihren letzten Lebensjahren und trug einen grünen Augenschirm und einen einfachen blauleinenen Anzug. Sie bewahrte ihren niederdeutschen Dialekt und die Einfachheit der Sitten ihrer Jugend und starb in ihrem 97. Jahre zu Göttingen auf unserer Sternwarte.

Gauß' Eltern lebten in seiner Jugendzeit in einem

kleinen Hause am Wendengraben an einem Canale, welcher von der Ocker, die Braunschweig durchströmt, abgezweigt ist. Heutzutage ist dieser Graben übermauert und ist unter dem Namen nördliche Wilhelmsstraße bekannt. Die Thür jenes Hauses trägt gegenwärtig eine Gedenktafel, um ein später heranwachsendes Geschlecht an die fast vergessene Stelle zu erinnern, wo einer der tiefsten Denker der Deutschen das Licht der Welt erblickt hat. Gauß, der als kleines Kind an diesem Graben zu spielen pflegte, stürzte eines Tages in denselben hinein, und sein Leben wurde nur durch einen glücklichen Zufall gerettet.

Es ist im hohen Grade beachtenswerth, wie die geistigen Gaben dieses jungen Genies in so früher Jugendzeit sich zu entwickeln begannen. Das Lesen erlernte er fast ohne Unterricht, indem er die Hausgenossen, wie er selbst in humoristischer Weise zu sagen pflegte, um die einzelnen Buchstaben anbettelte. Unten im väterlichen Hause, neben der Diele, befand sich eine Wohnstube, in welcher die Mutter und Freunde sich aufzuhalten pflegten. Dort hing an der Wand ein altmodiger Kalender, welchen der kleine Knabe auf das Sorgfältigste für sich studirt hatte, so daß er schon im vierten Jahre alle darauf befindlichen Zahlen zu lesen verstand. Als er jedoch in Gegenwart mehrerer Verwandten sein Kunststück produciren sollte, bestand er scheinbar schlecht, nicht weil er die Zahlen nicht gekannt hätte, sondern weil ihn seine Kurzsichtigkeit,

welche ihm bis zu seinem Lebensende geblieben ist, daran verhinderte.

Gauß' Vater war von Profession ein Maurer, der in den Sommermonaten sein Handwerk besorgte und in der Winterzeit allerlei Nebenbeschäftigungen trieb. Später legte er indeß sein Handwerk nieder und stand, da er gut rechnen, lesen und schreiben konnte, als Cassir einer Todtencasse vor.

Noch in jener ersten Stellung als Handwerksmeister pflegte er jeden Sonnabend seine Gesellen zu sich kommen zu lassen, um ihnen ihren Lohn für die abgelaufene Woche auszuzahlen, wobei es denn theils wegen ausgefallener oder auch wegen hinzugefügter Arbeitsstunden Manches zu berechnen gab. Als eines Abends der kleine Knabe auf einem Sopha lag und diesen Verhandlungen zuhörte, erhob er sich plötzlich nach vollendetem Abschluß und sagte zuversichtlich: „Vater, die Rechnung ist falsch, sie beträgt", indem er eine gewisse Zahl nannte, „so und so viel." Als man darauf die Rechnung wiederholte, ergab sich das Resultat genau so, wie es von dem Kleinen angegeben war.

Gauß war etwa sieben Jahre alt geworden, als er von seinen Eltern in die Katharinen-Pfarrschule zu Braunschweig gegeben wurde, in der er einige Jahre zubrachte. Von dem mit überliegenden Balken gedeckten, etwas niedrigen Schulzimmer blickte man nach vorne heraus auf die Kirche, nach der Rückseite auf Hofräume

und ärmliche Hintergebäude. In der Mitte desselben stand ein erhöhter Sitz, von dem Büttner, der Lehrer, die Schule übersah und mit einer ihm zur Seite hängenden Karbatsche die Ordnung aufrecht erhielt. Vor demselben befand sich ein Tisch, an welchem ein etwas älterer Schüler saß, der eifrig beschäftigt war, die Federn zu schneiden und den kleineren Knaben beim Schreiben nachzuhelfen. Derselbe hieß Bartels und trat nach einiger Zeit zu Gauß in nähere freundschaftliche Beziehung. Auch Bartels zeigte gute Anlagen und wußte sich einige mathematische Werke zu verschaffen, die beide mit einander zu studiren begannen.

Bartels verließ nach einiger Zeit die Büttner'sche Schule und besuchte darauf zu seiner weiteren Ausbildung das Collegium Carolinum. Später erhielt er als Lehrer eine Stelle in der Schweiz, vertauschte dieselbe darauf mit einer Professur in Casan und erhielt endlich einen ehrenvollen Ruf an die Universität von Dorpat, wo er etwa vor 36 Jahren als ein höchst geachteter Mann gestorben ist. Er war der Schwiegervater des bekannten Astronomen v. Struve und der Großvater des jetzigen Directors der Sternwarte von Pulkowa bei St. Petersburg. In der genannten Bürgerschule hatten die 14- bis 15jährigen Knaben vor ihrer Confirmation ein Examen zu bestehen, bei dem auch auf Rechnen ein besonderer Werth gelegt wurde. Bei einer solchen Prüfung trat auch

der kleine Gauß mit blauen glänzenden Augen zum Lehrer heran und bat diesen um die Erlaubniß, jene Aufgaben mitrechnen zu dürfen. Büttner blickt mit Verwunderung auf den kleinen Schüler, gestattet aber seinen Wunsch und stellt darauf die für ein siebenjähriges Kind nicht leichte Aufgabe. Kaum hatte der Lehrer dieselbe ausgesprochen, als Gauß die Gesetzmäßigkeit der in Frage stehenden Zahlen erkannte, die Rechentafel auf den Tisch warf und, wie es Gebrauch war, ausrief: „Da ligget se!"

Büttner ging indessen mit gemessenem, stolzen Schritte in der Klasse auf und ab, indem er einen sarkastischen Blick auf den Kleinen warf, den er für seinen Vorwitz zu bestrafen dachte. Als aber nach dem Verlauf einer Stunde eine Rechentafel über die andere gelegt war und am Ende dieselben umgedreht wurden, ergab sich die gaußische Lösung als richtig, während viele der andern als falsch sich herausstellten.

Gauß theilte mir noch gelegentlich in seinem hohen Alter mit, daß er damals von der Richtigkeit jener Rechnung vollkommen überzeugt gewesen sei, die nicht anders hätte gelöst werden können. Büttner lobte ihn und ließ in Folge davon ein eigens für ihn bestimmtes Rechenbuch aus Hamburg kommen, das er auch zum Theil durcharbeitet hat.

Nachdem Gauß noch einige Jahre in der Büttner'schen Schule geblieben war, kam er fast gegen den

Willen seines Vaters, der eine gelehrte Bildung nicht bestreiten zu können glaubte, auf das Katharinen-Gymnasium, wo er vorzugsweise mit alten Sprachen sich beschäftigte, auch schon die neueren betrieb und in Gemeinschaft mit Bartels den tiefern mathematischen Studien sich widmete.

Er war damals schon mit der höhern Analysis, namentlich mit der Entwicklung der unendlichen Reihen und mit der analytischen Geometrie vollkommen vertraut, welche letztere, da es keine guten Lehrbücher dieser Wissenschaft gab, er sich selbst erfinden mußte.

Nachdem Gauß die beiden obersten Gymnasialklassen absolvirt hatte, ging auch er im Frühjahr 1792 zum Collegium Carolinum über. Etwa in jener Zeit trat eine wesentliche Veränderung in seinem Leben ein; denn der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, welcher auf den jungen Gelehrten aufmerksam geworden war, ließ sich denselben im Jahre 1791 vorstellen und versprach ihm damals für seine weitere Ausbildung Sorge zu tragen. Auch einige andere ebenso wohlwollende als geistig bedeutende Männer, unter denen wir des Geheimenraths v. Feroçe und des Staatsrathes Zimmermann zu gedenken haben, waren innig bemüht, den hochbegabten Jüngling auf seiner mit so vielem Glück betretenen Laufbahn nach besten Kräften zu unterstützen. Etwa in das Jahr 1793 fallen Gauß' erste schriftstellerische, bis jetzt noch erhaltene

Arbeiten, welche sich durch ihre Tiefe und Großartigkeit auszeichnen und von den Sachkennern noch bis zum heutigen Tage bewundert werden.

Im Herbst des Jahres 1795 bezog Gauß die Universität Göttingen und traf hier an einem kalten unerfreulichen Herbsttage ein. Er fand bei Heyne und andern Gelehrten eine zuvorkommende Aufnahme, war aber damals noch nicht vollkommen entschlossen, ob er der Philologie oder der Mathematik sein Leben widmen sollte.

Er lebte hier meist in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen und hatte unter jungen Männern nur wenigen Umgang. Am nächsten befreundet war er mit Eschenburg und mit Wolfgang v. Bolyai aus Marosch Vasarhely in Siebenbürgen. Dieser Letztere war ein ganz ungewöhnlicher Mensch, voll von mathematischen und dichterischen Gaben und reich an einem übersprudelnden Humor, der an den Jean Paul's erinnert. Gauß sagte später über ihn, er sei einer der wenigen Menschen gewesen, welche ihn damals wirklich verstanden hätten.

Nach vollendeten Studien kam Bolyai aus den geistig bewegten Göttinger Kreisen in seine Vaterstadt zurück und lebte dort vielfach vom Schicksal heimgesucht unter drückenden Verhältnissen. Ab und an stand er mit seinem alten Freunde Gauß in Briefwechsel, der aufbewahrt und, soweit er ein allgemeines Interesse besitzt, demnächst veröffentlicht werden wird.

In seinem Greisenalter erblickte er sein Vaterland im Jahre 1848 heimgesucht von Mord und Brand eines vernichtenden Bürgerkrieges und schrieb an Gauß aus seiner tiefen Seele folgende ergreifende Worte: „Mittlerweile finde ich mich auf der Erde gleichberechtigt mit meinen Wurmcollegen, deren jeder an seinem Gewebe beflissen ist, bis ich bald in einem namenlosen Grabe mit meinem Schicksal ausgesöhnt ruhen werde.“

Während seiner Göttinger Studienzeit fand Gauß die Kreistheilung, ein Problem, welches etwa seit zwei Jahrtausenden von der Zeit der griechischen Mathematiker an geruht hatte, und welches gegenwärtig einen Abschnitt der „Disquisitiones arithmeticae“ ausmacht.

Von dieser Entdeckung an war Gauß entschlossen, die philologische Laufbahn aufzugeben und sein Leben ganz der Mathematik zu widmen.

Gegen das Ende seines ersten Göttinger Aufenthalts entdeckte er ein neues Theorem, welches später unter dem Namen „Methode der kleinsten Quadrate“ in die Wissenschaft eingeführt, und welches sowohl für die praktische Astronomie als wie für alle exacte Naturwissenschaften von der größten Bedeutung geworden ist. Nach vollendeten Studien kehrte er darauf in seine Vaterstadt zurück, wo er vom Herzog auf das Freundlichste empfangen wurde. Er promovirte 1799 zu Helmstedt und begann darauf, vom Herzog

unterstützt, sein unsterbliches Werk: die „Disquisitiones arithmeticae“, herauszugeben.

Am 1. Januar 1801 ereignete sich ein Vorfall, der für die allgemeine Verbreitung von Gauß' Namen zu einem europäischen folgenreich werden sollte.

Piazzi entdeckte nämlich an jenem Tage auf der Sternwarte von Palermo, begünstigt von dem hellen sicilianischen Himmel, einen kleinen Stern, der sich als ein Planet auswies und von ihm mit dem Namen „Ceres Ferdinandea“ benannt wurde. In Folge ungünstiger Witterung wurden diese Beobachtungen unterbrochen; indeß wurden die bis dahin gemachten von Piazzi an Bode in Berlin und an Oriani in Mayland mitgetheilt. Da jedoch der Brief Piazzi's an Oriani 72 Tage unterwegs blieb, war bei seiner endlichen Ankunft der Planet der Sonne zugegangen und ließ sich nicht wieder auffinden. Auch die in Paris und in Bremen durch Olbers gemachten Versuche, den Planeten wieder aufzufinden, blieben erfolglos. Inzwischen waren Gauß Piazzi's Beobachtungen in die Hände gefallen. Nach neuen ihm eigenthümlichen Methoden, welche er später in seinem glänzenden Werke der „Theoria motus corporum“ veröffentlichte, berechnete er eine neue Bahn dieses Gestirns, welche von andern bis dahin berechneten Bahnen sehr wesentlich abwich.

Noch gegen das Ende des Sommers von 1801 bemühten sich darauf die verschiedenen Astronomen, den neu entdeckten, aber wieder verloren gegangenen Planeten Piazzi's wieder aufzufinden; indeß blieben alle, selbst die sorgsamsten Nachforschungen ohne Erfolg. Noch am Anfang des December desselben Jahres scheinen alle Bemühungen vergeblich, doch theilte Zach darüber folgende wichtige Nachricht mit:

„Eine große Hülfe und Erleichterung gewähren uns die jüngst mitgetheilten Untersuchungen und Berechnungen des Dr. Gauß aus Braunschweig. Sie geben uns sogleich einen neuen und hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß das von Piazzi entdeckte Gestirn ein wirklicher planetischer Körper sei, welcher sich nach Kepler'schen Gesetzen zwischen der Mars- und Jupiterbahn fortbewegt. Wir eilen mit der Mittheilung seiner Berechnung umsomehr, da seine neue elliptische Bahn von der elliptischen des Dr. Burckhardt und von zwei Kreisbahnen des Dr. Olbers und P. Piazzi sehr verschieden ist."

„Endlich", wie Zach sich ausdrückt, „ist es den Anstrengungen und dem unermüdeten Eifer aller Astronomen Europa's gelungen, den neu entdeckten Hauptplaneten unseres Sonnensystems wie ein Sandkörnlein am Meere wieder aufzufinden."

Die Wiederauffindung geschah am 7. December 1801 durch Zach, und am 1. Januar 1802, am Jahrestage der ersten Entdeckung, durch Olbers.

Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun nimmer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinstimmt.

Bald nach der Veröffentlichung jener merkwürdigen wissenschaftlichen Arbeiten wurde die hannover'sche Regierung auf den jungen, so Großes versprechenden Mathematiker und Astronomen aufmerksam. Olbers, der seit dem Anfang des Jahrhunderts in Folge der Entdeckung und Wiederauffindung der Ceres mit Gauß in ein nahes Freundschaftsbündniß getreten war, suchte schon damals dessen Berufung nach Göttingen zu vermitteln; indeß gingen in Folge verschiedener Umstände noch mehrere Jahre hin, bis dieser große für unsere Universität wichtige Plan wirklich zur Ausführung gelangte.

Inzwischen traten die schwersten Zeiten ein, welche unser Vaterland an den Rand des Abgrundes geführt hatten. Die Schlacht von Austerlitz ging Oesterreich verloren, Preußen stand verlassen da, und mit Rücksicht auf die immer verwickelter und drohender sich gestaltenden Verhältnisse wurde der Herzog von Braunschweig am 30. Januar 1806 von Seiten des Berliner Hofes mit einer diplomatischen Mission nach Petersburg betraut, die jedoch keinen erheblichen Erfolg gehabt zu haben scheint.

In Petersburg wurde derselbe mehrfach auf den jungen und geistreichen Astronomen angeredet, indeß

lehnte er Gauß' Berufung an die dortige Akademie auf das Entschiedenste ab.

Der Herzog, nach seiner Rückkehr am 24. März, verbesserte in Folge jener Anträge durch eine Gehaltserhöhung Gauß' damalige Stellung, welche er ihm an seinem Geburtstage, den 30. April, ertheilte.

In Folge dieser Angelegenheit sahen sich beide Männer zum letzten Male, denn bald hatte der Tod ein Verhältniß aufgelöst, das, auf gegenseitige Verehrung und Hochachtung gegründet, vierzehn Jahre lang bestanden hatte.

Schon im Anfang des October von 1806 wälzten sich Napoleon's Armeen durch Franken gegen die Saale, und bevor die Mitte des Monats herangekommen, gingen die Schlachten von Auerstedt und Jena unter dem Oberbefehle des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand verloren, und er selbst, tödtlich verwundet, wurde nach Braunschweig zurückgeführt.

Man entschloß sich sogleich, eine Deputation an den Kaiser Napoleon, der sich damals in Halle aufhielt, zu schicken, mit dem Auftrage, den schwer sich beleidigt stellenden Herrscher um die Gnade zu bitten, den unglücklichen greisen Herzog an seinem eigenen Herde in Frieden sterben zu lassen. Nachdem diese Deputation vom Kaiser in brutaler Weise angefahren und von ihm die schlechte Kriegführung seiner Feinde verspottet war, kehrte sie unverrichteter Sache nach Braunschweig zurück, und man traf sogleich Anstalt,

den unglücklichen Feldherrn vor unwürdiger Gefangenschaft zu erretten.

Gauß, der damals am Steinweg wohnte, sah eines Morgens im Spätherbst einen langgebauten zweispännigen Krankenwagen aus dem Thore des Schloßgartens herausfahren, der sich langsamen Schritts gegen das Wendenthor hinbewegte. In demselben lag der schwerverwundete Herzog auf seiner Flucht nach Altona, wo er in einem kleinen Hause in Ottensen, nicht weit von jener Linde, welche eines großen deutschen Dichters Grab beschattet, am 10. November 1806 seinen Geist aufgab.

So schloß dieser edle Fürst seine unglückliche Laufbahn, nachdem ihm das herbe Geschick zu Theil geworden, in den Büchern der deutschen Geschichte als einer von Denen genannt zu werden, welche man anklagt, die Niederlagen von Jena und Auerstedt und die verhängnißvollsten Jahre, welche wohl jemals über unser Vaterland eingebrochen sind, mit verschuldet zu haben. Sein treffliches Herz und seine liebevolle Gesinnung, die immer nur dem Besten seines Landes und der Wohlfahrt seiner Unterthanen zugewandt war, ist nach so vielem Unglück endlich noch reich entschädigt worden. Denn schon in unserer Zeit, in der die Napoleon'schen Siege verblaßt sind, in der ein Netz electrischer Telegraphen den Erdball umstrickt, in der auf den Fundamenten der Mathematik, der Astronomie und Physik eine neue herrliche Epoche des menschlichen

Geschlechtes begonnen hat, wird in der Geschichte der Wissenschaft neben Gauß, der die geistigen Siege der deutschen Nation verkündet, der Name des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand nicht verloren sein. „Sie werden", wie Zach in einem Briefe vom 27. Januar 1803 an Gauß schreibt, „dafür Sorge tragen, daß sein großer Name auch an den Himmel geschrieben werde."

Wenn wir auf den Lebensschluß dieses unglücklichen Fürsten blicken und der kummervollen Jahre gedenken, in denen Fremdherrschaft Deutschland vom Rhein bis zum Niemen überfluthete und vom französischen Kaiser und von seinen Generälen Erpressungen und Kriegscontributionen aller Art vom Adel, vom Bürger, vom Landmann beigetrieben wurden, so hätten wir uns sagen können, obgleich die Menschenkinder nur schwer und ungern von der Geschichte lernen, was uns zu Theil geworden, wenn vor Etwas mehr als einem Jahre der dritte Napoleon mit seinen Turcos und Zuaven in unser Land eingefallen wäre.

Die Opferbereitwilligkeit des bessern Theiles unseres Volkes, der feste, ernste Wille des Mannes, der Deutschland in den Sattel gebracht, und die durch unsern Kaiser herrlich gelöste Aufgabe, haben uns vor einer zweiten Erniedrigung und neuer Brandschatzung hoffentlich für immer bewahrt. —

Nachdem Gauß nach dem Tode des Herzogs noch ein und ein halbes Jahr in Braunschweig gelebt und seine wissenschaftlichen Aufgaben weiter verfolgt hatte,

erkannte er bald, daß dort seine Stellung nicht mehr haltbar sei. Der kleine ihm bestimmte Gehalt, der ihm von manchen Seiten mißgönnt wurde, sowie der gänzliche Mangel an wissenschaftlichen Anstalten, ließen ihm eine Aenderung seiner Lage wünschenswerth erscheinen. Schon seit etwa fünf Jahren war zwischen Olbers und Heeren ein Briefwechsel in der Absicht geführt, um Gauß für Göttingen als Director der neu zu erbauenden Sternwarte zu gewinnen, indeß waren mancherlei Verzögerungen eingetreten. Unter diesen neuen Verhältnissen nahm er eine Berufung nach Göttingen, welche im rechten Momente im Jahre 1807 eintraf, unbedenklich an, und er wurde so, als glänzender Leitstern der Wissenschaft, unserer Universität für sein ganzes Leben erhalten.

Gauß traf hier in dem Augenblicke ein, in dem die hannover'sche Regierung zu bestehen aufgehört und die neue westphälische noch nicht vollständig Besitz ergriffen hatte, und daher von der einen wie von der andern zu beeidigen vergessen wurde.

Er war seit einigen Jahren in Braunschweig verheirathet und bezog hier mit seiner Familie ein Haus in der Nähe unseres chemischen Laboratoriums. Dort vollendete er sein bereits oben erwähntes Werk, die „Theoria motus corporum coelestium", dessen Vorrede vom 28. März 1809 zufälligerweise 200 Jahre später geschrieben wurde als Kepler's „Praefatio de stella Martis".

Der Bau der Sternwarte, der in Folge der drückenden Zeiten einstweilen sistirt war, wurde endlich von der westphälischen Regierung wieder aufgenommen und sehr langsam weitergeführt.

Der Napoleonszug nach Rußland und der Krieg von 1813 machte der Fremdherrschaft ein Ende, und unsere alte hannover'sche Regierung ergriff von Neuem Besitz und wendete der Georgia Augusta ihre vormalige Liebe zu. So wurde denn auch die Sternwarte bald vollendet, welche von Gauß 1816 bezogen und einige Jahre später mit werthvollen Instrumenten ausgerüstet wurde.

Ungefähr um das Jahr 1819 trat eine neue Wendung in Gauß' Leben ein. In Verabredung mit dem Grafen zu Münster, dem man Hoheit der Gesinnung und ein reges wissenschaftliches Interesse nicht absprechen konnte, unternahm Gauß eine Gradmessung zwischen Göttingen und Altona, welche ihn in die Wissenschaft der Geodäsie einführte, in der er neue bahnbrechende Entdeckungen gemacht hat. Unter ihnen nimmt die Erfindung des Heliotrops, Gauß' Lieblingsinstrument, mit dem das Sonnenlicht von einem Punkte zu einem andern bis in die größten Entfernungen geschickt werden konnte, eine hervorragende Stellung ein.

Gauß hat in Folge dieser Entdeckung halb in Scherz, halb in Ernst die Frage aufgeworfen, ob man mit Hülfe desselben eine telegraphische Correspondenz

mit dem Monde herstellen könnte. Unter der Voraussetzung, daß sich auf unserm Nachbar-Weltkörper eine intelligente Bevölkerung befände, würde dieses Hülfsmittel vollkommen genügen.

Nach vollendeter Gradmessung und nach der Ausführung mehrerer anderer mathematischer Untersuchungen, wurde Gauß im Jahre 1831 in Folge der Berufung des Professor Wilhelm Weber auf ein Feld neuer Forschungen geführt, nämlich auf das des Erdmagnetismus und der Electricität. In Folge dieser Arbeiten fiel in die Jahre 1832 und 1833 die Entdeckung des electrischen Telegraphen, und im Jahre 1834 wurden in Gegenwart seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Cambridge telegraphische Depeschen von der Sternwarte zum physikalischen Cabinet befördert.

Wenn auch selbstverstanden in Folge praktischer Bedürfnisse die electrische Telegraphie mancherlei Veränderungen erfahren hat, so ist doch das Princip desselben geblieben, wie es damals von Gauß und Weber erfunden und angewandt wurde. Die magnetischen Resultate sind bald darauf das wissenschaftliche Organ geworden, in welchem alle jene Forschungen sich vereinigten, doch ich übergehe dieselben, sowie viele andere Arbeiten, welche aus jenem Riesengeiste jahraus jahrein hervorgegangen sind.

Am 16. Juli 1849 beging unsere Universität die 50jährige Jubelfeier des würdigen Greises, der mit dem edeln Bewußtsein eines großen Mannes an jenem

Tage auf sein thatenreiches Leben zurückblickte. Ein zahlreicher Kreis von Männern der Wissenschaft, unter denen wir Jacobi, Dirichlet, Miller aus Cambridge, Hansen, Gerling u. A. zu nennen haben, versammelten sich, um ihm die Gefühle innigster Hochachtung und Bewunderung auszusprechen. Gauß überreichte zur Feier jenes Tages in der blumenbekränzten Aula, in einer Sitzung der Societät der Wissenschaften, seine letzte Abhandlung über einen Gegenstand, mit dem er vor 50 Jahren seine gelehrte Laufbahn begonnen hatte.

Von jener Zeit an schien Gauß auf dem Felde seiner Thaten auszuruhen, doch nahm er noch regen Antheil an allen wissenschaftlichen Forschungen, und an alle dem, was den Geist und das Herz der Menschen bewegt, vollendete manche angefangene Arbeiten, las außerordentlich viel in deutscher und fremder Literatur und besuchte regelmäßig unser Museum, wo man ihn fast täglich zwischen 11 und 1 Uhr zu finden pflegte.

In den Jahren 1852 und 1853 war Gauß noch ziemlich rüstig; in den beiden folgenden Wintern klagte er unter der Pflege einer liebevollen Tochter mehr und mehr über seine abnehmende Gesundheit.

Endlich, nach wiederholtem Zureden seiner Nächsten, entschloß er sich, unsern gemeinsamen Freund und Collegen Baum um seinen ärztlichen Beistand zu

15*

ersuchen, der den 21. Januar 1854 zu ihm kam. Nachdem durch Anwendung zweckmäßiger Mittel der Kranke über den Sommer und Herbst glücklich hinweggekommen war, zeigten sich den 7. December besorgnißerregende Symptome, so daß Baum schon in der Nacht einen tödtlichen Ausgang befürchtete; jedoch noch ein Mal hielt der kräftige Geist den immer müder werdenden Körper zusammen.

Die Krankheit schwankte noch längere Zeit hin und her; am 21. Februar, bald Mittag, sah ich ihn lebend zum letzten Male, und am 23. Februar, Morgens um 1 Uhr 5 Minuten, that er seinen letzten Athemzug.

Am andern Morgen saß der große Todte noch wie Abends zuvor auf seinem Lehnstuhle, auf dem er eingeschlafen war; sein edles Haupt, vom Silberhaar überdeckt, war vorgebeugt fast bis auf seine Brust, und sein müdes Auge war geschlossen.

Nur seine nächsten Freunde vollzogen an ihm die letzte Pflicht der Bestattung. Sie bereiteten ihm sein stilles Lager, legten ihn selbst darauf und betteten ihn in Lorbeer. Das frostige Leichentuch der Natur umhüllte bald sein Grab, auf dem ein Granitpfeiler für spätere Jahrhunderte seine Ruhestätte bezeichnen wird.

Etwa 6 Jahre nach dem Tode des großen Mathematikers hat die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen eine Gesammtausgabe von Gauß' Werken

zu veröffentlichen beschlossen, von der 5 starke Quartbände gegenwärtig erschienen sind. Gauß' allzu bescheidenes Motto: „Pauca sed matura“, scheint diesem Riesenwerke, dem die deutsche Nation auf dem Gebiete exacter Forschung kein anderes an die Seite zu setzen hat, kaum zu entsprechen, denn es bildet, so lange menschliche Cultur auf der Erde fortbesteht, ein unvergängliches Denkmal in unserer Wissenschaft, und das dankbare Vaterland blickt mit Stolz und Ehrfurcht auf jene unsterblichen Entdeckungen.

Gauß möchten wir einem Meteore vergleichen, das sprühend die Atmosphäre berührt und im unerforschten Blau des Himmels seine Laufbahn vollendet; seine herabfallenden Funken sind die Saamen für eine künftige Zeit, aus dem ein neues Geschlecht große Gedanken und tiefe Gefühle einst aufkeimen und erwachsen sieht. Dahin ist der große Mann, und wir werden keinen zweiten wiedersehen!

Göttinger Historiker

von Köhler bis Dahlmann.

Von

G. Waitz.

Die Aufgabe, welche mir bei meinem heutigen Vortrag gestellt, ist eine wesentlich andere als die meiner Vorgänger an diesem Platze.

Nicht die Wirksamkeit und, soweit es für ihre Würdigung erforderlich ist, das Leben eines einzelnen Mannes oder zweier demselben Gebiet der Wissenschaft angehöriger Mitglieder unserer Universität habe ich vorzuführen, sondern von einer Anzahl hervorragender Lehrer und Schriftsteller, bedeutender Persönlichkeiten, zu sprechen, zum Theil solcher, an deren Thätigkeit sich der Fortgang der geschichtlichen Wissenschaft in der neueren Zeit überhaupt anschließt. Stellt doch schon Wachler in seiner Geschichte der historischen Forschung und Kunst in der letzten Periode, die er behandelt, die Universität Göttingen an die Spitze seiner Darstellung und zeigt, wie von ihren Meistern der bestimmende Einfluß auf die Ausbildung der historischen Disciplinen geübt worden ist.

In der That eine ganze Reihe bekannter und berühmter Namen, deren Träger nach oder neben einander während des ersten Jahrhunderts der Universität auf dem Göttinger Katheder standen, ist hier zu nennen: Köhler, Gatterer, Achenwall, Schlözer, Spittler, Heeren, Sartorius, Dahlmann. Und dabei übergehe ich Pütter und K. Fr. Eichhorn, deren Arbeiten von der wesentlichsten Bedeutung auch für die Geschichte waren, denen aber hier schon die verdiente selbständige Darstellung zu Theil geworden ist; Planck und Gieseler, die auf dem nahe verwandten Gebiet der Kirchengeschichte sich die größten Verdienste erworben und fördernd auch auf die Ausbildung der allgemeinen Geschichte eingewirkt haben; Joh. Gottfr. Eichhorn, der Pflege der Literatur- und politischen Geschichte mit anderen Studien zu vereinigen wußte; übergehe K. O. Müller, der von der Philologie aus auf das Lebendigste und Anregendste in die Bearbeitung der alten Geschichte eingriff und dem nur ein ungünstiger Zufall den ihm gebührenden Antheil an diesen Schilderungen Göttinger Lehrer entzogen hat; übergehe auch Gervinus, der, wenn nicht unsere Universität ihn nur so kurz den Ihren hätte nennen dürfen, hier einen hervorragenden Platz einnehmen müßte. Und noch andere bleiben zur Seite, die für einzelne Theile oder Richtungen des geschichtlichen Lebens thätig gewesen sind. Denn eine vorwiegend historische Be-

handlung der verschiedenen Wissenschaften hat ja jeder Zeit zu dem Charakteristischen Göttingens gehört. Hier hat die historische Rechtsschule durch Hugo ihre Begründung erhalten, hier ward im vorigen Jahrhundert zuerst eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften und Künste unternommen, hier hatte die Geschichte der Philosophie bis vor Kurzem ihren umfassendsten und gelehrtesten Bearbeiter aufzuweisen.

Bei der Fülle des Stoffs, welcher dergestalt vorliegt, wird es selbstverständlich nothwendig sein, diesem Vortrag wesentliche Beschränkungen aufzulegen. Nur bei einzelnen der genannten Männer wird er etwas länger verweilen dürfen, auch bei ihnen nur wenig auf das Leben und die äußeren Verhältnisse eingehen, sich vielmehr wesentlich an das halten, was sie in ihrer Wissenschaft leisteten, dabei wohl besonders Rücksicht darauf nehmen, wie sie in und für Göttingen gewirkt haben, aber auch da, wie es die mir gestellte Aufgabe mit sich bringt, zunächst wieder das hervorheben, was ihre Thätigkeit recht eigentlich als Lehrer der Geschichte angeht.

Denn fast alle, die ich nannte, sind nicht bloß als solche thätig gewesen. Mehrere von ihnen — Schlözer, Sartorius, Dahlmann — haben gar nicht eigentlich die Professur der Geschichte bekleidet, sondern waren zunächst für Staatswissenschaften, einer — Achenwall — als Professor in der juristischen Facultät angestellt, Spittler hat zuerst auf dem Gebiet

des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte gearbeitet, hat später auch Vorlesungen über Politik gehalten. Gerade die Verbindung, in welcher die Geschichte theils mit dem Staatsrecht, theils mit den Staatswissenschaften überhaupt, hier in Göttingen behandelt ward, ist aber für ihre Ausbildung mannigfach bestimmend und fördernd gewesen.

Nachdem die Geschichte und insbesondere die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und nachher vorzugsweise vom Standpunkt der kirchlichen Interessen aus behandelt war, trat sie im 17. Jahrhundert, nach dem Westfälischen Frieden, in die engste Verbindung mit dem Staatsrecht: die Geschichte war wesentlich Geschichte der Staatshändel, wie man zu sagen pflegte, die Reichshistorie diente der Erläuterung des jus publicum, d. h. der damaligen künstlichen und verwickelten, innerlich abgestorbenen Verfassung des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Und so ward sie auch zuerst in Göttingen gelehrt.

Joh. Dav. Köhler, der von Altorf im Jahr 1735 berufen ward, hat zwanzig Jahre lang, wie Pütter sagt, „mit größtem Ruhm“ die Professur der Geschichte bekleidet. Jetzt kennt man ihn freilich nur in gelehrten Kreisen. Seine „Kurzgefaßte und gründliche teutsche Reichshistorie“, ein Quartband von fast 700 Seiten (1736), bezeichnet die solide, aber schwerfällige Art und Weise, wie damals die Geschichte behandelt ward. Einzelne monographische Arbeiten, namentlich auch

genealogische Tafeln über die deutschen Königshäuser mit genauen Quellenbelegen, sind noch jetzt geschätzt.

Sein Nachfolger war Joh. Chr. Gatterer, vierzig Jahre lang (1759—1799) Professor in Göttingen, durch die umfassendste literarische und Lehr-Thätigkeit ausgezeichnet, der Mann recht eigentlich universalhistorischer Gelehrsamkeit, die er in Vorlesungen und zahlreichen Lehrbüchern bethätigt hat. Außer der Geschichte selbst behandelte er die verschiedenen historischen Hülfswissenschaften, Geographie, Statistik, Chronologie, Diplomatik (die durch ihn in Deutschland eingebürgert und ausgebildet, als akademische Disciplin zuerst in Göttingen gelehrt ward), Heraldik, Genealogie. Sieben verschiedene Bearbeitungen der Weltgeschichte hat er begonnen, aber keine vollendet. Verdienstlich ist, daß er die Religions- und Culturgeschichte mit der politischen zu vereinigen sucht. Doch ist alles mehr nur neben einander gestellt, keine innere lebendige Verbindung und Gliederung des Stoffs erreicht. Die Form ist ganz die des Compendiums, wie denn Göttingen lange das Streben und auch den Ruhm hatte, die besten Handbücher für die verschiedenen Wissenschaften zu liefern. Da war zu belebter Darstellung, zu Bewährung historischer Kunst keine Gelegenheit gegeben. Gatterer kannte ihre Erfordernisse: er stellt an die Spitze das historische Genie, spricht vom historischen Styl, vom guten Geschmack in der Ge-

schichte. Doch scheint es, daß er darauf verzichtet hat, diese Eigenschaften selbst zu bethätigen.

Die Pflege ästhetischer Interessen überließ Gatterer seiner Tochter Philippine, die sich als Dichterin einen Namen gemacht hat, deren Bild einen der Göttinger Musenalmanache schmückt und die die Reihe Göttinger Professorentöchter eröffnet, die den Anspruch auf einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erworben haben: Caroline Michaelis, Therese Heyne, Dorothea Schlözer. Es ist die Zeit, da Kästner und Lichtenberg Pflege der schönen Literatur mit der der Wissenschaften vereinigten, Bouterwek Romane schrieb, Bürger und die Dichter des Hainbundes hier lebten, etwas später die Gebrüder Schlegel studierten. Aber es dauerte geraume Zeit, ehe das künstlerische Element auch der Behandlung der Geschichte zu gute kam.

Zu Gatterers Zeiten lehrte hier außer Pütter, dem damals die Vertretung der deutschen Geschichte als Reichs- und speciell „Staatsverfassungsgeschichte" zufiel, Gottfr. Achenwall, wie schon bemerkt, Professor in der juristischen Facultät. Er ist berühmt als Begründer der Statistik als selbständiger Wissenschaft —: erst vor Kurzem ward unsere Universität von Neapel aus darauf aufmerksam gemacht, daß im nächsten Frühling hundert Jahre seit seinem Tode verlaufen, und der Gedanke einer Gedächtnisfeier angeregt: wollten wir dem Folge geben, würde aber die Zahl solcher

Erinnerungstage eine gar große werden. Hier erwähne ich Achenwalls, weil er auch für die politische Geschichte thätig war in Vorlesungen und Schriften (Geschichte der europäischen Staaten im Grundriß, Geschichte der europäischen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts) und Wege vorzeichnete, welche dann die beiden Männer weiter verfolgt haben, in denen die historische Wissenschaft hier in Göttingen ihre berühmtesten Vertreter fand, Schlözer und Spittler.

Aug. Ludw. Schlözer ist eine der eigenthümlichsten Persönlichkeiten jener Zeit und der Gelehrtenwelt überhaupt. Ausgegangen von dem Studium der Theologie, das er in Wittenberg und hier betrieb, ward er von dem berühmten Orientalisten Michaelis, der, wie eben Schlözer einmal gesagt, angefangen, Politik in die (jüdischen) Alterthümer zu tragen, zur näheren Beschäftigung mit den morgenländischen Sprachen angeregt, deren Kenntnis er später die der nordischen und slavischen hinzufügte; er trieb aber auch naturwissenschaftliche und medicinische Studien, suchte sich in technischen Fächern, namentlich zu Handelsgeschäften auszubilden: denn er trug sich längere Zeit mit dem Plan einer größeren wissenschaftlichen Reise nach dem Orient. Und wenn er diesen auch nicht zur Ausführung brachte, so gab derselbe doch den Anlaß, daß er sich einige Zeit in Schweden, acht Jahre lang in Rußland aufhielt und hier mit der Literatur, der Geschichte und den Einrichtungen dieser Länder bekannt machte.

Er gewann so einen weiteren, freieren Blick für die Auffassung und Würdigung staatlicher und allgemein menschlicher Verhältnisse; und ich glaube, daß Schlosser Unrecht hat, wenn er von Schlözer sagt, derselbe habe die Dinge „vom Standpunkt des zu unserer Zeit noch kahlen Hainbergs aus betrachtet". Im Jahre 1759, 34 Jahre alt, in Göttingen angestellt, später mit der Professur der Staatsgelahrtheit, wie er schreibt, bekleidet, hat er wie Gatterer vierzig Jahre lang hier gelebt und gewirkt, lange wohl der bekannteste Mann, den die Georgia Augusta auch in dieser Zeit ihres größten Glanzes aufzuweisen hatte. Den Ruhm, den er hier gewann, hat er mit treuer Anhänglichkeit vergolten. „Extra Gottingam vivere non est vivere", sagt er speciell in Beziehung auf sich, und charakteristisch genug ist eine andere Aeußerung, die sich in dem gedruckten Fragment seiner Selbstbiographie findet, in dem er von dem bekannten Geographen Büsching, der hier einige Jahre außerordentlicher Professor war und einen bedeutenden Theil seiner großen Erdbeschreibung ausarbeitete, sagt, er bleibe immer einer der wichtigen Männer des Jahrhunderts; aber er würde, falls es Grade der Unsterblichkeit gäbe, noch unsterblicher geworden sein, wenn er hier geblieben wäre. Freilich hat sich dann doch Schlözer wohl geneigt gezeigt, eine höhere Stelle im preußischen oder österreichischen Staatsdienst einzunehmen, wozu es aber nicht kam.

Gerade mit staatlichen Dingen hat sich Schlözer mit Vorliebe beschäftigt. Die allgemeine Bekanntschaft seines Namens verdankt er vorzugsweise den von ihm herausgegebenen politischen Zeitschriften, dem „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" und den „Staatsanzeigen", in denen er wichtige Mittheilungen über statistische und andere Verhältnisse der verschiedenen Reiche und Fürstenthümer machte und die öffentlichen Dinge mit Freimüthigkeit besprach. Sie machten nicht geringes Aufsehen und hatten eine Wirkung auf die Zeit. Oft angeführt ist das der Kaiserin Maria Theresia zugeschriebene Wort: „Das geht nicht; was wird der Schlözer dazu sagen." Auf einer Reise nach Italien, die er mit seiner damals erst elfjährigen Tochter Dorothea unternahm, die später hier die philosophische Doctorwürde gewann, ward er überall hochgeehrt und gefeiert, bei der Rückkehr in einer Art von Triumphzug eingeholt, wie es Caroline Michaelis in einem ihrer Briefe lebendig beschrieben hat. Als vielgereister Mann schrieb Schlözer auch den „Entwurf zu einem Reisecollegio" und hielt Vorlesungen über den Gegenstand. Andere wurden als Zeitungscollegium bezeichnet: sie bezogen sich auf die Ereignisse der Zeit, und mit Lebhaftigkeit hat es Schlözer vertheidigt, daß er diese auf das Katheder brachte. Er war ein Mann nicht bloß der Wissenschaft, auch des Lebens; in seiner Auffassung macht sich ein entschieden realistisches Element geltend. Dabei

liebte er es, seine Ansichten bestimmt, scharf hinzustellen. Er wisse nicht, was Styl sei, hat er gesagt; aber seine Ausdrucksweise ist lebendig, oft piquant, auch wohl sarkastisch. Von künstlerischer Anlage findet sich freilich auch bei ihm nichts. Das Geistige, Ideale, schlug er überhaupt gering an, oder vielmehr hatte dafür kein Verständnis. Daher seine Geringschätzung der Griechen, die, wie er sagt, „bei hoher Cultur, aber bloßer ganz isolirter ästhetischer Cultur", „ohne Moralität, ohne Patriotism, und folglich ohne die wesentlichen Bestandtheile des wahren Menschenglücks" geblieben; und von den Athenern: „Welch ein verworfener Pöbel waren sie schon seit dem verruchten Perikles her!" Es hängt das letzte Urtheil mit seiner Abneigung gegen alle Demokratie und republikanische Verfassung zusammen, die er auch in seiner Beurtheilung Schweizer Verhältnisse, der Ereignisse seiner Zeit in Holland und Amerika kundgab. Dagegen war er freilich ebenso wenig ein Freund unumschränkten Regiments, sprach sich entschieden gegen das göttliche Recht der Herrscher aus, nannte das „von Gottes Gnaden" eine Kanzleiphrase. Er steht auf dem Standpunkt der Aufklärung, der die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts charakterisiert, was ihn aber nicht hindert, die höchste Achtung vor der Religion überhaupt zu bezeugen, als deren Dienerin er einmal die Geschichte bezeichnet. Später zeigt er sich den Grundsätzen, die in der französischen Revolution den Sieg gewonnen, nicht abhold, erklärt

in seiner Politik (1793) sich entschieden für eine verfassungsmäßige Ordnung, aber nach englischem Vorbild. Er hat ein lebhaftes Rechtsgefühl, dessen kräftiger Ausdruck ihn in mancherlei Conflicte brachte. Der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland, die er noch erlebte, gegenüber behauptete er eine patriotische Haltung.

Schlözers geschichtliche Arbeiten gehören zum Theil der Universalhistorie an, mit deren Behandlung er sich viel beschäftigt hat. In der „Vorstellung seiner Universalgeschichte", wie er eins seiner Bücher nannte, hat er die Aufgabe aller Geschichte würdig bezeichnet: „Sie muß uns zeigen, wie die Welt das im Ganzen und in ihren Theilen ward, was sie vordem war und itzo ist: sie soll die vergangene Welt an die heutige anschließen und das Verhältniß beider gegen einander lehren." Er hat auch manche neue und treffende Bemerkung über die Art der Bearbeitung gemacht, einzelnes, z. B. die Rechnung nach Jahren vor Christi Geburt, in Gebrauch gebracht, aber mit seinem Vorschlag, die Ereignisse zweimal, erst ethnographisch dann synchronistisch, vorzuführen, die eigentliche Aufgabe der Weltgeschichte wohl nicht gelöst. In der Bearbeitung selbst, die später folgte, kam er nicht über ein Aggregat von Völkergeschichten hinaus — er spricht von nicht weniger als 200, die erforderlich seien, wobei er denn Haupt- und Nebenvölker unterscheidet. Und wie äußerlich er sie an einander reihte,

zeigt, daß nach den Sinesen die Gothen folgen und so der Uebergang von der alten Welt in die germanische gemacht wird. Die neuere oder, wie er sagt, neueste Geschichte, seit dem 16. Jahrhundert, schließt er von der Universalhistorie ganz aus; wirklich bearbeitet hat er nur die des Alterthums. Ein sehr eigenthümliches Buch ist seine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder", das, charakteristisch genug für jene Zeit, sechs Auflagen erlebte. Es handelt von Veränderungen der Erde und der Menschen, Erfindungen, Gesellschaft und Regierung, in einem Ton, der heutzutage schwerlich Beifall finden würde, und gelangt in einem zweiten Bändchen in der Darstellung der Geschichte selbst nur bis zur Sündfluth.

Ein Hauptverdienst Schlözers war die Kritik, in der er Bedeutendes und Dauerndes geleistet hat, wenn auch auf etwas abgelegenen Gebieten, in der nordischen, russischen, polnischen, siebenbürgischen Geschichte. Nur ist er manchmal zu skeptisch, zu negativ, verfährt auch mehr nach subjectivem Bedünken als nach sicherer Methode. So konnte es auch hier nicht an Widerspruch fehlen, an Anlaß zu Polemik, die Schlözer scharf und wuchtig zu führen verstand, wie es Herder bei einem Angriff auf die „Vorbereitung" und andere erfuhren. Meusel hat ihn deshalb den „Zeus des historischen Himmels" genannt, „welcher mächtige Blitze auf seine Gegner herabschleudert". Auch mit den Collegen Kästner, Gatterer hatte er ärgerliche Händel,

für die man nicht gerade ihn verantwortlich machen kann, die aber eben keine günstige Idee von den damaligen collegialischen Verhältnissen an der Universität geben.

Eine ganz andere Natur war Ludw. Tim. Spittler, dem unter den Göttinger Historikern wohl unbestritten der erste Platz gebührt. In Stuttgart geboren, wie Schlözer von theologischen Studien ausgehend, im Stift zu Tübingen, aus dem so viele bedeutende Männer hervorgegangen sind, gebildet, hielt er sich später eine Zeit lang in Göttingen auf, trat mit Lessing, der damals in Wolfenbüttel lebte, in Verbindung, ward dann Repetent an der heimischen Universität, aber schon 1779, 27jährig, als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen, das er 1797 verließ, um in den würtembergischen Staatsdienst zu treten, wo er als Geheimer Rath und Curator der Universität Tübingen eine angesehene Stellung erhielt. Eine „Geschichte des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor" (1778) begründete zuerst seinen Ruf; obschon als Professor in der philosophischen Facultät in Göttingen angestellt, sollte er besonders Kirchengeschichte lesen, und that es auch eine Zeit lang, schrieb seinen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (1782), der großen Beifall fand und den Heeren in der Gedächtnisschrift auf Spittler die „schönste Blüthe seines Geistes" nennt. Später folgten, außer zahlreichen kleineren Arbeiten, seine Ge-

schichten Würtembergs und Hannovers, zuletzt (1793) der „Abriß der Geschichte der europäischen Staaten“. Allen diesen Werken gemeinschaftlich ist das Streben und das entschiedene Talent, das Wesentliche, wirklich Bedeutende in der Geschichte der Kirche und der Staaten zu erfassen und präcis in ansprechender Form hinzustellen, zugleich den Zusammenhang, wie man damals gern sagte den pragmatischen Zusammenhang, d. h. die äußere Verkettung der Begebenheiten, zu erkennen und zur Anschauung zu bringen. In der Kirchengeschichte ist es der rationalistisch-kritische Geist des 18. Jahrhunderts, der hier zum Ausdruck gelangt, aber verbunden mit wahrer Gelehrsamkeit, mit Geschmack, mit religiösem Ernst. In der Geschichte der Staaten legt Spittler besonderes Gewicht auf die innere Entwickelung, auf die Ausbildung und Umgestaltung der Verfassungen: seine Staatengeschichte ist zum großen Theil Verfassungsgeschichte. Er vermied wohl, in den beiden deutschen Landesgeschichten, die er veröffentlicht hat, über die neuere Zeit zu handeln, ohne Zweifel weil er sein Urtheil nicht zurückhalten, aber auch nicht anstoßen wollte. Die entschiedene Freimüthigkeit Schlözers war Spittler fremd; er war eine mehr an sich haltende, etwas diplomatische Natur. Doch bekannte er sich wie jener als Freund verfassungsmäßiger Rechte, sprach sich in seinen Vorlesungen über Politik dem Repräsentationssystem günstig aus. Bei dem damaligen Regenten Hannovers, König

Georg III., war er nicht gut angeschrieben, doch, meint Hugo, der ihm auch einen Nachruf gewidmet, daß die persönliche Meinung des Königs damals auf die Lage eines Professors in Göttingen keinen Einfluß gehabt. Spittler war bald eine der ersten Zierden der Universität, an der er als Docent den größten Erfolg hatte. Nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten war er der Kunst des Vortrags ganz Herr geworden: alle seine Zuhörer, Schlosser wie Heeren, sind seines Lobes voll. Er sprach, berichten sie, ganz frei, im Ton der edeln, stets lebendigen Erzählung, anziehend, fesselnd, doch ohne Declamation. Seinem Styl hat man Affectation vorgeworfen, wogegen ihn Planck in seinem Aufsatz „Ueber Spittler als Historiker" vertheidigt. Er liebte es, sich kurz auszudrücken, manches mehr anzudeuten als auszuführen; er scheute sich auch nicht, ein stärkeres Wort zu gebrauchen, wenn es galt, eine Sache bestimmt zu bezeichnen. Zu höherer historiographischer Kunst hat er es wohl nicht gebracht; am meisten Anspruch auch auf ein solches Lob hat die kleine Schrift „Ueber die dänische Revolution von 1660"; seine Sprache aber ist correct, nicht ohne Reiz: die literarische Bildung des 18. Jahrhunderts, wie sie von Lessing gehoben und verbreitet ist, erhält durch ihn zuerst in die Geschichtschreibung Eingang. So hat er die historische Wissenschaft weitergeführt, ihr zugleich die Wege gewiesen, um aus den engeren Kreisen der Gelehrsamkeit hinauszutreten

und allgemeinere Theilnahme in der Nation zu gewinnen.

Und hier sind ihm dann seine Schüler nachgefolgt, vor allem jener Schweizer Johannes Müller, der hier in Göttingen für die Geschichte gewonnen ward, welcher besonders er zu höherer Anerkennung in der Literatur verhalf, indem er ein ästhetisches Element in ihr zur Geltung brachte und in Nachahmung der Alten durch belebte, nur oft gekünstelte, zugleich warme patriotische Darstellung seiner vaterländischen Geschichte die Zeitgenossen zur Bewunderung hinriß.

In Göttingen waren Planck und Hugo, Heeren und Sartorius Spittlers Schüler, wenn auch auf verschiedenen Gebieten in verschiedener Weise thätig.

Spittlers und Gatterers Nachfolger als Professor der Geschichte wurde Arn. H. L. Heeren, der dreißig Jahre lang hier als Lehrer thätig gewesen ist, den noch manche der Mitlebenden, wie ich selber, persönlich gekannt haben. Zuerst dem Studium der Philologie hingegeben und hier ein Schüler Heynes, wandte er sich doch bald der Geschichte zu, zunächst der alten, mit der sich Spittler wenig beschäftigte, dann auch der neueren. Von beiden hat er Handbücher verfaßt, die durch das Streben, nach Spittlers Vorbild, das Wesentliche hervorzuheben und die Thatsachen unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und durch geschickte Form großen und verdienten Beifall fanden. Dabei nahm er besondere Rücksicht auf Handel und

Verkehr, auf die Gründung von Colonien und ihren Einfluß auf das Mutterland und setzte die Bedeutung dieser Verhältnisse für das politische Leben in ein helleres Licht. Seine Herkunft aus Bremen und die Jugendeindrücke, die er da in der blühenden Handelsstadt empfangen, haben hierzu ohne Zweifel besondere Anregung gegeben. Derselbe Plan liegt seinem größeren Werke, den „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (1793 ff.) zu Grunde, das lange ebenso sehr gepriesen wie später herabgesetzt ist. Man kann nicht verkennen, daß manches nicht selbständig genug erforscht, nicht eindringend, mehr äußerlich aufgefaßt ist. Doch haben namentlich die ersten Bände, die sich auf den Orient beziehen, unzweifelhaft das Verdienst, die Kenntnis desselben erweitert und dem allgemeinen Interesse nahe gebracht zu haben. Die Darstellung ist gewandt, angenehm: das Buch ist viel gelesen und hat namentlich im Ausland dazu gedient, die Meinung zu erschüttern, als vermöchten die Deutschen nur Werke ungenießbarer Gelehrsamkeit zu liefern.

Heeren beschäftigte sich auch mit der Kritik der Quellen der alten Geschichte und hat seine Schüler, unter denen namentlich der Herausgeber der Monumenta Germaniae historica Pertz zu nennen ist, zu solchen Arbeiten in andern Theilen der Geschichte angeregt. Ueberhaupt hatte er eine sehr bedeutende Wirksamkeit als Lehrer: er las auch über Geographie

und Statistik, und die letzte Vorlesung, in welcher er namentlich auch eine Darstellung der verschiedenen bestehenden Verfassungen gab, soll ihm selbst die liebste gewesen sein.

Neben ihm stand G. Sartorius, seit 1797 Professor, 1814 zu der Nominalprofessur der Politik befördert, in der er aber neben den staatswissenschaftlichen auch geschichtliche Collegien las, als Schriftsteller vorzugsweise auf diesem Gebiet thätig. Und zwar wendete er sich besonders der deutschen Geschichte zu: sein Versuch über die Regierung der Ostgothen in Italien (1811), seine Bearbeitung des Bauernkriegs (1797), besonders aber die Geschichte des hanseatischen Bundes (1802—1808) haben seinem Namen ein dauerndes Andenken gesichert. Die große für den Norden Deutschlands und das ganze nördliche Europa so wichtige Vereinigung der Städte hat hier zuerst eine eingehende, zugleich weiteren Kreisen zugängliche Darstellung ihrer Geschichte gefunden; und was der ersten Bearbeitung namentlich in den dunklen Anfängen des Bundes noch an quellenmäßiger Sicherheit abging, suchte der Verfasser später durch ausgedehnte urkundliche Forschungen zu ergänzen, die nach seinem Tode von Lappenberg fortgesetzt und herausgegeben sind, und die eben jetzt in einer Publication der historischen Commission zu München und Unternehmungen eines neuen Vereins für hansische Geschichte ihre Weiterführung finden.

Eben in dieser Zeit aber hat die historische Wissenschaft neue großartige Fortschritte gemacht, hauptsächlich durch Niebuhrs Arbeiten, der in Anschluß an den genialen Alterthumsforscher F. A. Wolf, die wahrhaft kritische Behandlung der Geschichte lehrte und ihr zugleich die Aufgabe stellte, das Volksleben in seiner Totalität und seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit zu erfassen, während dann insbesondere für das deutsche Alterthum hauptsächlich durch Jacob Grimm, wie in einem andern Vortrag hier näher dargelegt ist, mit wahrhaft schöpferischem Geiste eine tiefere Erkenntnis begründet ward.

Unter diesen Einflüssen hat sich Dahlmann entwickelt, von dem ich zuletzt noch etwas eingehender zu sprechen habe. Denn wenn auch seine Wirksamkeit hier nur verhältnismäßig kurz dauern sollte, so ist sie doch eine für die Universität Göttingen und das Land Hannover unvergeßliche geworden.

Fr. Chr. Dahlmann war in Wismar geboren, studierte in Kopenhagen, wohin ihn verwandtschaftliche Beziehungen führten, später in Halle unter F. A. Wolf Philologie. Seine Jugend fiel in die Jahre des Uebergewichts französischer Herrschaft in Deutschland, die er schwer empfand, gegen die er einmal selbst die Waffen zu führen dachte; es war die Zeit, wo die sogenannte romantische Schule die Gemüther beherrschte, die bei vielem Einseitigen und Verkehrten, das ihr anhaftete, entschieden das Verdienst sich erworben, in

das geistige Leben der Völker tiefer einzudringen und es in seinen historischen Grundlagen zu erforschen, insonderheit auch das Interesse für das deutsche Alterthum zu beleben: Dahlmann beschäftigte sich mit den Werken der Schlegel, Tieck, Novalis, er befreundete sich näher mit H. v. Kleist, dem Dichter des Prinzen von Homburg, des Käthchens von Heilbronn und anderer Werke, die erst nach seinem unglücklichen Tod die verdiente Anerkennung gefunden. Im Jahr 1811 ward Dahlmann Docent der Philologie an der Kopenhagener Universität, schrieb über die griechische Komödie und den dänischen Dichter Oehlenschläger, beschäftigte sich aber gleichzeitig auch mit der deutschen Geschichte, insbesondere der Geschichte der sächsischen Kaiser, und war also wenigstens nicht ganz unvorbereitet für den Beruf eines Lehrers der Geschichte in Kiel, der ihm (1812) zuerst provisorisch, dann bald in der Stellung eines außerordentlichen Professors übertragen ward. Sechszehn Jahre lang hat er hier gewirkt: Schleswig-Holstein, aus dem auch seine Mutter stammte, ist ihm eine zweite Heimath geworden und wohl immer der eigentliche Mittelpunkt seines Lebens geblieben.

Es kann meine Absicht nicht sein, näher auf die bedeutungsvolle Thätigkeit einzugehen, die Dahlmann dort in Verbindung mit Männern, wie Falck, seinem Schwager Hegewisch, Welcker u. a., als Lehrer und Schriftsteller, nicht zum wenigsten aber auch als

Secretär der in corporativer Einigung verbundenen und damals für die alten ständischen Rechte der Herzogthümer gegen den König von Dänemark als Landesherrn ankämpfenden Ritterschaft entwickelte: man sagt nicht zu viel, wenn man ihm einen erheblichen Einfluß darauf beimißt, daß diese Lande nun vollständig für Deutschland gewonnen sind. Aber auch an den allgemeinen deutschen Angelegenheiten hat er schon damals regen Antheil genommen, sich in der Zeit der Befreiungskriege und den ersten Jahren nachher lebhaft mit den Ideen und Hoffnungen nationaler Wiedergeburt beschäftigt. Eine Rede zur Feier der Schlacht bei Waterloo gab dem entschiedenen Ausdruck; die Kieler Blätter wurden das Organ der in gleichen Ansichten verbundenen Freunde und fanden Eingang und Beifall weit über die Grenzen der Herzogthümer hinaus. Da mußten auch hier die verhängnisvollen Karlsbader Beschlüsse den lebhaftesten Eindruck machen: sie gaben Dahlmann den Anlaß, die Zusage seiner Theilnahme an der von dem Freiherrn v. Stein angeregten Herausgabe der Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters zurückzunehmen, da die Leitung des Unternehmens formell zum Theil in den Händen von Bundesgesandten lag, die jenen Beschlüssen zugestimmt hatten. Er hat später den Entschluß geändert, ohne seinen Ansichten untreu zu werden. Fest und ausharrend arbeitete er sein Leben lang an der Verwirklichung der nationalen Hoffnungen, die er, wie alle

politischen Umbildungen, auf den Wegen des Rechts und der Mäßigung für erreichbar hielt. Denn nicht einen gewaltsamen Umsturz, nur die nothwendige, durch den Fortgang der Geschichte gebotene Entwickelung, im Anschluß an das Bestehende, wollte er. Dahlmann war als Politiker recht eigentlich eine historische Natur, mehr als Schlözer und vielleicht selbst Spittler; aber er war nicht der Meinung, wie manche Anhänger der sogenannten historischen Schule, daß neue Geschichte keine Geschichte sei, und daß es im Leben jemals gelten könne, das Alte unbedingt festzuhalten oder gar das Untergegangene wiederherzustellen. In der Politik, die er später hier in Göttingen las und theilweise veröffentlichte, zeigt er das Streben, die Erfordernisse des modernen Staatslebens mit gegebenen historischen Verhältnissen in Ausgleich zu setzen: er ist ein Feind aller bloßen Theorie; von dem allgemeinen Begriff, von der Entstehung des Staats, worüber andere so weitläuftig zu handeln pflegen, ist bei ihm kaum die Rede. Dagegen werden die historischen Grundlagen des europäischen Staatslebens entwickelt, es wird gezeigt, wie auf ihnen eine Neuordnung der Verfassungsverhältnisse möglich und räthlich sei; und dabei wird eine Fülle feiner und scharfsinniger historischer Wahrnehmungen niedergelegt, manches freilich auch in der eigenthümlichen Weise des Autors etwas schroff hingestellt. Das Buch hat den größten Einfluß gehabt und gewiß nicht wenig dazu

beigetragen, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit verfassungsmäßiger Ordnung in allen, auch den bis dahin abgeneigten Kreisen zu verbreiten.

Aber Dahlmann war nicht bloß politisch thätig. Er widmete sich mit vollem Ernst und dem besten Erfolg seiner Aufgabe als Historiker. Und er steht da ganz auf dem Standpunkt, den die Wissenschaft in dieser Zeit gewonnen. Mit Niebuhr und Jacob Grimm war er auch persönlich nah befreundet: mit jenem, dem Ditmarscher von Geburt, von Holstein her: nur kurz vor dem Tod desselben trennte Verschiedenheit der politischen Auffassung die beiden trefflichen Männer; mit Jacob Grimm und dem Bruder Wilhelm ward während des Göttinger Aufenthalts die engste und traulichste Gemeinschaft begründet. Jacob hat Dahlmann die deutsche Mythologie gewidmet, dem Freunde, der sechs Jahre lang Freude und Leid mit ihnen getragen, der aber auch selbst auf verwandtem Gebiete thätig gewesen, in einer schönen Abhandlung das Eindringen der Sage in die Geschichte dargelegt habe.

Denn mit kritischen Arbeiten solcher Art hat Dahlmann begonnen, mit Untersuchungen über den Vater der Geschichte, den Herodot, den merkwürdigen dänischen Historiker des Mittelalters, Saxo Grammaticus, der ihm eben Anlaß gab, das Verhältnis von Sage und Geschichte, das auch Niebuhr in der römischen Geschichte so viel beschäftigt hatte, auf einem

andern Gebiet näher zu ergründen; in einem kleinen Aufsatz über die Selbstbefreiung Lübecks von der dänischen Herrschaft im 13. Jahrhundert setzte er die Geschichte in ihr Recht ein gegen spätere sagenhafte Ausschmückung. Außerdem beschäftigte sich Dahlmann wiederholt auch mit der Bearbeitung historischer Quellenschriften: er edierte die merkwürdige Chronik Ditmarschens von Neocorus mit einer Anzahl wichtiger urkundlicher Beilagen, später das Leben des Anskar, des ersten Hamburger Erzbischofs und Apostels des Nordens.

Die letzte Arbeit ist schon in Göttingen gemacht, wohin Dahlmann 1829 zunächst als Nachfolger von Sartorius berufen ward, mit der Verpflichtung, außer Politik und Nationalökonomie auch deutsche Geschichte zu lehren. Diese hat er, soviel ich weiß, hier zuerst wieder selbständig neben der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte behandelt, und dafür seine Quellenkunde der deutschen Geschichte zusammengestellt (1830), die er später noch einmal in vermehrter Gestalt herausgab und dabei Gelegenheit nahm, sich kurz, wie er es liebte, über die Bedeutung dieser Vorlesung auszusprechen. „Die deutsche Geschichte", sagt er, „muß durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden, um als Ganzes im Vortrage etwas zu bedeuten, jetzt am allerwenigsten darf sie in ein bloßes Antiquitätenstudium ausarten, sie muß in die Gegenwart ausmünden, wo möglich mit vollerem Strome, als unser Rhein."

Die Wirkung von Dahlmanns Vorlesungen war eine bedeutende. Sein Vortrag war wohl vorbereitet, gedankenreich, zum eigenen Denken anregend; der Ausdruck, wie in seinen Schriften, gedrungen, ohne rednerischen Schmuck, aber gewählt, eindrucksvoll.

Aber Dahlmann war bald nicht bloß ein beliebter Lehrer, er war auch ein einflußreiches Mitglied der Corporation, in Ansehn bei den leitenden Behörden der Universität in Hannover, wie vielleicht seit Heyne kein anderer Professor. Sein Verhalten während der unruhigen Tage im Januar 1831 hier in Göttingen hatte ihm das besondere Vertrauen des Ministeriums und des neuen Vicekönigs, des Herzogs von Cambridge, erworben, und er benutzte es zum Besten der Universität. Um ihn und seine Freunde sammelte sich, was Göttingen an geistesfrischen, jugendlichen Kräften hatte, und neue Elemente führte er dem Kreise zu, vornemlich Gervinus, der im Jahre 1835 aus Heidelberg kam und der Geschichte und Literaturgeschichte eine neue lebendige Vertretung gab. Nicht wenige, die damals neben Dahlmann wirkten oder von ihm lernten, leben unter uns, und nicht mir kann es ziemen, von der charaktervollen, so ernsten und doch so liebenswürdigen, anziehenden Persönlichkeit des verehrten Mannes zu sprechen, den auch ich zuerst hier bei kurzem Besuch kennen lernte, und dem später näher getreten zu sein mir zu den werthvollsten Lebenserinnerungen gehört.

Noch weniger darf ich auf die politische Thätigkeit eingehen, die Dahlmann erst durch das Vertrauen der Regierung, dann als Vertreter der Universität in der Ständeversammlung gewann: es ist hinreichend bekannt, daß er den wesentlichsten Antheil an der Feststellung des Staatsgrundgesetzes von 1833 hatte, und daß dann im Jahr 1837 der Bruch der eben gegebenen Verfassung auch das Ende seiner Wirksamkeit in Göttingen war; Land und Universität erhielten damals einen Schlag, der seine Nachwirkungen wohl bis zum heutigen Tag empfinden läßt.

Es folgten für Dahlmann Jahre erst der gezwungenen Muße, dann freilich einer neuen reichen Thätigkeit als Professor in Bonn, als Vertrauensmann am Bundestag im Frühling 1848, als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, später auch der preußischen Kammer, Jahre, die nun gar nicht mehr in den Bereich der mir gestellten Aufgabe fallen. Ich bemerke nur, daß erst dieser Zeit seine größeren darstellenden geschichtlichen Arbeiten angehören. In der Geschichte Dänemarks, die er großentheils während eines Aufenthalts in Jena schrieb, gab er ein Muster kritisch eindringender und sorgfältig ausführender Behandlung einer Volks- und Staatsgeschichte, die durch kein Buch eines einheimischen Gelehrten übertroffen oder auch nur erreicht ist, und der auch der Däne schwerlich den Vorwurf der Tendenz oder Voreingenommenheit machen kann. Die Geschichten der beiden

großen europäischen Revolutionen, der englischen und französischen, auf Vorlesungen beruhend, die er in Bonn gehalten, sollten in populärer Weise auch weiteren Kreisen die erschütternden Ereignisse in den beiden Großstaaten Europas zur Lehre und Mahnung vorführen. Wohl hoffte Dahlmann, daß Deutschland vor einer gleichen Katastrophe bewahrt bleiben möge. „Denn", sagt er in der Politik, „jede Revolution ist nicht bloß das Zeugniß eines ungeheuren Mißgeschicks, welches den Staat betroffen hat, und einer keineswegs bloß einseitigen Verschuldung, sondern selbst ein Mißgeschick, selbst schuldbelastet." Sie blieb Deutschland nicht erspart, und Dahlmann nahm dann muthig Stellung zu derselben, suchte nicht durch sie, sondern gegen sie zu erreichen, was nach seiner Ueberzeugung Deutschland noth that.

Als es nicht gelang, kehrte er aus den Sälen der Volksvertretung auf das Katheder zurück, überzeugt, daß Pflege der Wissenschaft und politische und historische Lehre doch die beste Vorbereitung für das Leben, auch für die Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse sei Den eigentlichen Staatsdienst hat er nie gesucht, in Frankfurt ein Reichsministerium abgelehnt. Er hätte kaum dazu getaugt: er war dafür wohl eine zu ideale, andere werden sagen zu doctrinäre Natur. Aber was seine Wirksamkeit auch für das Leben bedeutet, zeigt wohl, daß seinem Bild ein Platz in dem Versammlungshaus des deutschen Reichstags neben dem des

von ihm so hochverehrten Freiherrn v. Stein gegeben ist. Nicht minder hat die Wissenschaft, insonderheit die historische Wissenschaft sein Andenken zu ehren. Wenn die Geschichte unserer Tage in Ranke den großen Meister kritischer Forschung, tiefer und zugleich objectiver Auffassung, anziehender und wahrhaft künstlerischer Darstellung verehrt, so wird sie in Dahlmann vorzugsweise den Vertreter der politischen und nationalen Ideen erblicken, welche sie durchdringen und beleben, welche es aber gilt, nach seinem Vorbild, mit ernster Arbeit, ungetrübtem Sinn für das Wahre und gleichmäßiger Gerechtigkeit zu verbinden. Und wie dies die Aufgabe aller wahren Wissenschaft ist, so glaube ich, darf man es insonderheit auch als den Geist bezeichnen, in dem die Georgia Augusta gegründet ist und, bei aller Mannigfaltigkeit verschiedener Richtungen, immer zu wirken gesucht hat, und den anerkannt und bewahrt zu sehen, unser aller, die wir ihr angehören, Wunsch und Streben sein muß.



Perthes' Buchdruckerei in Gotha

